

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Hausfreundin

ein Buch für alle

Bender, Auguste

Bühl (Baden), 18XX

[urn:nbn:de:bsz:31-94284](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-94284)

042A
206.1

B 1151

6

Dr. TH. LAUBACH

Die Hausfreundin.



Eine Festgabe für die Frauenwelt

von

Augusta Bender.

Erster Band.



Verlag der Hausfreundin
Eberbach (Baden) und Leipzig
1900.

1942 3 1154

042
A 206,1

Landesbibliothek
Karlsruhe

Z/B

Der „
Der M
Das L
Der ju
Ein M
Schwe
Verlor
Vaterl
Verfü
Sprich
Berge
Allerh
Bland

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Der „Aristokratismus“ in den Vereinigten Staaten von Amerika	6
Der Neujahrstag eines Junggejellen	10
Das Wirthshaus zur Eßigklinge	17
Der junge Millionär	43
Ein Abenteuer im Postwagen	63
Schwester Hildegund	72
Verlorenes Leben	81
Vaterländisches	82
Verklungene Volkslieder aus der Dorfheimath	85
Sprichwörter 2c.	92
Bergeßt das Datum nicht	93
Allerhand Praktisches	97
Bländerstube der Herausgeberin	109



Alle Rechte vorbehalten.



Der „Aristokratismus“ in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Aristokratismus im Lande der Freiheit und Gleichheit? Allerdings — und gerade wegen dieser papiernen Gleichheit, nur um so ausschließlicher. Denn wo alle sozialen Schranken, wie sie Rang und Stand verleihen, scheinbar niedergerissen sind, glaubt der Mensch sich vor der unliebsamen Berührung mit allen, die sich für seines Gleichen halten, nur durch ein um so kälteres und abweisenderes Benehmen schützen zu können.

An dieser Ausschließlichkeit ihrer von Eltern und Großeltern schon eng genug begrenzten sozialen Kreise aber will sich das vornehme Jung-Amerika nicht mehr genügen lassen. Wenn sie sich schon keine Adelstitel erwerben können, so wollen sie wenigstens ihre historische Berechtigung dazu durch Ausgrabung einer langen Reihe von Vorfahren nachweisen.

Und nicht allein in Philadelphia, welches sprichwörtlich jedem Ankömmling gegenüber die Frage aufwirft: „Who was

his grandfather — Wer war sein Großvater?" Nein, überall haben sich genealogische Gesellschaften — männliche sowohl als weibliche — gebildet, welche es sich zur Aufgabe machen, ihre Stammbäume durch vergangene Jahrhunderte hindurch zu studiren und geltend zu machen. Wenn sie sehr viel Geld und sehr wenig Skrupulosität haben, können sie sich auch künstliche Stammbäume und Ahnenbilder fabriziren lassen, zumal in England und Schottland, wo die Pfarrregister und Familienchroniken zu allerlei Auslegungen und Auffassungen Raum geben. Auf der anderen Seite aber findet mancher auch sehr viel mehr, als er gesucht hat, nämlich einen Vorfahren, der als Schafdieb gehängt, oder als Raubmörder gerädert worden ist, was dann freilich nicht an den Spiegel gesteckt wird.

Davon abgesehen aber, hat diese „Jagd nach dem Urgroßvater“ wenigstens das eine Gute, daß mancher junge Amerikaner, dessen geistige Bedürfnisse sonst nicht über seine Clubzeitung hinausgegangen wären, in Aufstöberung seines Stammbaumes doch auch etwas Geschichte lernt, sowohl betreffs der neuen als der alten Welt.

Daß diese exklusiven Ahnenjäger sich wenig oder nichts um geistigen oder künstlerischen Aristokratismus kümmern, ist selbstverständlich. Einer dieser genealogischen Gesellschaften ist sogar nachgesagt worden, daß sie den Nachkommen Benjamin Franklins die Aufnahme verweigerten, weil dieser bekanntlich self-made, also kein geborner Gentleman war, das heißt, daß er alles nur seinen eigenen Verdiensten und nichts den gesellschaftlichen Vorrechten erlauchter Ahnen zu verdanken hatte.

Daraus erheilt nun auch, wie sich innerhalb einer größeren Gesellschaft wieder andere, noch exklusivere Kreise bilden, sodaß ein Katalog, der sie alle verzeichnen wollte, vielleicht noch größer als der Gothaer Hofstammler ausfallen würde.

Eine der bekanntesten dieser Gesellschaften sind die „Sons of the Revolution“ — Söhne der Revolution, und denen analog die „Daughters of the Revolution“, wobei es dann wieder in Frage kommt, ob der Urahne, der vor über einem Jahrhundert im amerikanischen Unabhängigkeitskriege gegen England mitgekämpft hatte, einer Patrizierfamilie, oder, wie Benjamin Franklin, dem gemeinen Volke entstammte.

Manche Amerikaner rühmen sich sogar, daß ihre Vorfahren bereits mit Wilhelm dem Eroberer nach England gekommen, und für ihre dem Normannenherzog geleisteten Dienste in dem eroberten Lande mit Land und Leuten belehnt worden seien — was dann eine Reihe von nahezu zweihundert Ahnen geben müßte.

Daß die Frauen in derartigen Bestrebungen nicht zurückbleiben, ist selbstredend; ja sie sind noch vermöge ihrer konservativen Neigungen viel ausschließlicher und engherziger als ihre männlichen Genossen, die in allen Schichten viel demokratischer als die Frauen sind. Da sie aber nicht allein in kirchlicher, sondern auch in gesellschaftlicher Beziehung ganz unter der Herrschaft ihrer weiblichen Familienglieder stehen, pflegen ihre freieren Anschauungen auf sozialem Gebiete nicht zur Geltung zu kommen. Mir selbst sagte einmal eine solche „Tochter der Revolution“ in Gespräche über eine Dame, die sich etwas auf ihre Verschwägerung mit einem bekannten New-Yorker Orchesterleiter einbilden sollte: „Und wer ist denn dieser N. N. eigentlich? Nobody! (niemand).“ Nach ihrem Standpunkte freilich nicht, denn dieser Niemand war eben nur ein hochbegabter Künstler, Sohn eines von Deutschland eingewanderten Vaters, der seiner Zeit in New-York als Musik- und Gesangsdirektor eine höchst geachtete und hervorragende Stellung eingenommen hat!

Und diese bornirte Auffassung ist nicht etwa eine vereinzelte, auch wenn sie in der Regel nicht so offen ausgesprochen

wird. Unter den oberen vierhundert, welche die New-Yorker Elite bilden, soll nur eine einzige israelitische Familie — ich weiß nicht, vermöge welcher Verdienste von Urväter Zeiten her — für einladungsfähig betrachtet werden. Das Element der Knickerbockers, der alten holländischen Ansiedler des Hudson und der Manhattan-Insel, auf welcher New-York erbaut worden ist, ist zwar stark mit anglo-amerikanischen und anderen Elementen vermischt, einen bloßen Geldadel aber, wie er ihnen gemeinhin nachgesagt wird, bilden sie in keinem Falle.

In Philadelphia wird der Geburtsadel meistens von denen gebildet, deren Vorfahren bereits mit William Penn, dem Gründer Pennsylvaniens, nach der neuen Welt gekommen sind; und in Boston, sowie den Neuenglandstaaten im allgemeinen, gilt es als besonderer Vorzug, seinen Ursprung bis auf „Our Pilgrim Fathers“, jene ersten mit dem Schiffe „May-Flower“ in Amerika gelandeten Puritaner zurückführen zu können. Dem Sprichworte nach soll der Bostonier zwar hauptsächlich nur danach fragen, was einer weiß; in Wirklichkeit aber muß die Bildung der wegen ihrer Intelligenz berühmten Neuengländer, der eigentlichen Yankeees, schon stark mit europäischen, besonders deutschen Elementen vermischt sein, ehe sie den Menschen vermöge seiner eigenen Verdienste, und nicht vermöge dessen schätzen, was äußere Glücksumstände für ihn gethan haben.

Der europäische Tourist freilich, der sich nur auf einige Wochen, oder wenn es hoch kommt, Monate nach den nord-amerikanischen Freistaaten begibt, um dann bei seiner Rückkehr ein dickes Buch darüber zu schreiben, wird von dem Aristokratismus der Amerikaner, sowie von vielen anderen Dingen wenig oder nichts bemerken; denn erstens wird er selten Zutritt in jene Kreise finden, wo besagter Kasteengeist sich fühlbar macht, und zweitens ist das vorwiegend von dem Mann repräsentirte

öffentliche Leben auch ganz anders, d. h. weit demokratischer, als das gesellschaftliche zugeschnitten. Indessen läßt sich schon a priori begreifen, daß der Unterschied der politischen Staatsformen die Menschen betreffs ihrer intimen Gepflogenheiten und Neigungen nicht derartig ändern kann, um ihre Naturen von denen anderer Nationalitäten bedeutend abzustufen. Soweit man auch immerhin gehen mag, wird jeder, der vor anderen an Abstammung und Familienbeziehungen, Geld und Gut, Wissen und Können, etwas voraus hat, dies auch geltend zu machen suchen — und dies um so nachhaltiger, je mehr er betreffs anderer Vorzüge zu kurz gekommen ist. Der monarchisch geborene Staatsbürger ist bei weitem nicht so unfrei, und der Republikaner ist bei weitem nicht so frei, als sie dies gegenseitig anzunehmen pflegen. Denn die wahre und echte Freiheit ist eine Befreiung von Vorurtheilen, in welche Nationalität, Confession, Gesellschaftsklasse und zum Theil auch Geschlecht den Menschen einzuspinnen pflegen, und diese Art Freiheit ist überall noch etwas Seltenes und ganz besonders in Amerika, wo eine Bildung des Menschen nach der Tiefe hin noch weniger als anderwärts verstanden und folglich auch weniger gewürdigt wird.

Und wie nur echte Bildung den Menschen wirklich frei machen kann, so kann auch nur in der Bildung ein wirklicher Ausgleich zwischen den verschiedenen Lebensstellungen der Menschen liegen. Wo aber diese wahre Bildung noch nicht als Werthmesser existirt, findet man denselben Kasten- und Klassegeist, Hochmuth und Eigendünkel, ein Besserseinwollen ohne thatjächliche Ueberlegenheit. Und für den, der nicht an der Oberfläche der Dingen haften bleibt, ist es folglich auch ziemlich einerlei, ob die Schwächen und Unvollkommenheiten der Menschennatur sich auf der Folie einer Monarchie, einer Republik oder eines sozialistischen Utopiens abspiegeln.

Norfer
— ich
en her
ut der
n und
en ist,
menten
einhin

denen
dem
sind;
einen,
„Dur
wer“
Dem
nach
dung
gent-
schen
einer
shere

nige
ord-
kehr
tis-
enig
in
cht,
irte

Der

Neujahrstag eines Junggesellen.

Trübe und schwer hing der Himmel über dem Billewiertel jenseits des Flusses. Große, wunderbarlich geformte Schneeflocken fielen langsam und lautlos auf den hartgefrorenen Boden, und ehe es Abend war, schimmerte es weiß von den Bergen und den Siebeldächern der alten Neckarstadt.

Die lautlose Stille wurde plötzlich durch das scharfe Anschlagen einer Thorklingel unterbrochen, und gleich darauf wiederhallte ein leiser aber sicherer Tritt auf der Terrasse eines hohen, rothen Sandsteingebäudes.

In einem Zimmer des Hochparterres verschoben sich auf einen Augenblick die weißen Gardinen. „O Zemine, der Herr!“ rief die alte, dicke Haushälterin, während sie so rasch als es ihre wackeligen Beine gestatteten, durch eine Seitenthür davonhumpelte. Gleich darauf erscholl aus dem Hintergrunde der langen Steinflur ein so lautes Teller- und Gläsergeklirr, als ob der unumschränkten Gebieterin der Küchen- und Kellerräume nichts ferner gelegen hätte, als am Schreibtische des alten Junggesellen ihrer Gewohnheit gemäß ein bischen herumzuspioniren.

Auf der Stadtkirche schlug es vier Uhr, und der „Herr“, wie ihn die Wirthschafterin, oder der Herr Geheimrath, wie ihn die wenigen Anwohner der Nachbarschaft nannten, zählte mechanisch die tiefen Glockenschläge, während er die zu seinem Arbeitszimmer führende Thür aufschloß.

Drinne hatte es schon stark zu dämmern angefangen, und aus dem kostbaren Rahmen der Oelgemälde leuchtete es nur noch an einzelnen Stellen von rothen Gewändern, wehenden Federbüschen, oder blitzenden Dolchklingen, während die Büchergestelle und elegant geformten Möbel im Schatten blieben.

Mit einem schweren Seufzer warf der Einsame sich in den schweren Lederjessel zwischen Fenster und Schreibtisch. Er wußte, daß er auf letzterem einige Bettelbriefe, oder verspätete Neujahrsgratulationen finden würde, doch nicht gelistete es ihn, sich schleunig mit deren Inhalt bekannt zu machen. Seit Jahren war ihm auf diesem Wege nichts Anderes mehr zugegangen, als leere Phrasen von schlecht verhehltem Eigennutz, zumal wenn sie von seinen Vettern und Bajan kamen. Ihre Glückwünsche schienen mehr aus einem altmodischen Briefsteller, als aus warmen lebendigen Herzen zu kommen. — Wie abgejchmact und langweilig, die gleiche alte Komödie immer wieder aufs neue über sich ergehen lassen zu müssen, aus keinem anderen Grunde, als weil man für vermögend gilt und noch kein offenkundiges Testament gemacht hat! —

„Du hast's gewollt!“ hörte er jetzt eine trogige, starke Knabenstimme jagen, und neben ihm tauchte ein von mächtigem Lockengeringel umwalltes Antlitz auf, aus welchem ein paar große dunkle Augen hervorblitzten.

„Mariens Augen!“ flüsterte er erschauernd. Und so greifbar glaubte er die Erscheinung vor sich zu sehen, daß er unwill-

fürlich die Arme ausstreckte, um das holde Traumbild an seine Brust zu ziehen.

Da fühlte er sich auf der anderen Seite so lind und weich wie von einer Geisterhand berührt. Er fuhr abermals zusammen, als hätte ihn ein elektrischer Funken getroffen, und aus einer Fülle aschblonden Haares schaute es ihn innig und fragend mit solch' wundervollen Augen an, wie er sie nur an einem menschlichen Wesen je gesehen hatte.

„Die Augen meiner Mutter“, flüsterte er wie verzaubert, indem er die verschwimmenden Umrisse der kleinen Mädchengestalt zu fixiren suchte.

„Vielleicht!“ entgegnete es mit Engelsstimme. „Ich bin nur eine Möglichkeit. Der Glaube macht lebendig, der Zweifel aber tödtet. Was hast Du gethan — belebt oder zerstört? Die Antwort liegt in Deiner friedlosen Brust und in der moralischen Einöde, die Du um Dich geschaffen hast. Meine Mutter —“

„Deine Mutter — Marie? Von wem aber hast Du diese wundervollen Bergifmeinnicht-Augen?“

„Von dem, der Du hättest sein können“, hauchte die Geisterstimme, in der Luft verzitternd, während der Mann sich die geballten Fäuste vor die Stirne schlug.

„Träume, nichts als Jugendträume!“ Und er lachte bitter und verzweiflungsvoll.

„Warum nur Jugendträume?“ rief der Knabe wieder mit jauchendem Vorwurfe. „Jugendträume sind uns gegeben, damit wir heranreifend ein Ziel vor uns haben, nach dessen Verwirklichung wir unablässig ringen und streben sollen. Das Schöne, Gute und Wahre glauben heißt mitarbeiten an der Vervollkommnung des Menschengeschlechts. Du aber hast das Böse geglaubt und es glaubend verwirklicht; denn nichts ist so wahr

als was wir in den Tiefen unseres eigenen Wesens fühlen. Ich wäre vielleicht ein großer Erfinder, Forscher oder Dichter — Wohlthäter ungezählter Geschlechter geworden, doch bist Du einsam geblieben und unfruchtbar, und Verwandte — kalt und lieblos wie Du selber — werden sich über Deinem Grabe um Deinen Nachlaß streiten.“

„Genug, genug!“ rief der von Selbstvorwürfen gepeinigete Zunggefelte, während es draußen an die Thüre pochte.

Die Schattenkinder verschwanden. Auf der Schwelle stand die Wirthschafterin — in der einen Hand eine Lampe, in der anderen einen Blumenstrauß haltend.

Unwillig ergriff er denselben, um den neugierig lauernden Blick der Alten um so früher los zu werden. „Dem Einsamen meinen letzten Neujahrsgruß“, las er im erlöschenden Strahle des Abenddämmer. Dann griff er hastig nach Stock und Hut, um dem Ueberbringer der Blumen nachzueilen, dessen plumpe Umrisse hinter dem eisernen Gitterthor des Eingangs soeben verschwunden waren.

Aus dem blöden Zungen aber war wenig herauszubringen. Und doch — es war Mariens Handschrift, sie mußte in der Stadt weilen, wer weiß wie lange schon! Und sie hatte sich vor ihm verborgen gehalten, ohne daß er es geahnt hätte. — Allein, was hatte er geahnt, so lange es noch Zeit gewesen wäre! — Und er lächelte bitter.

Rasch, als ob er noch im kräftigsten Mannesalter stünde, überschritt er die Brücke. Ein Adresskalender, den er in einem Cigarrenladen zu Rathe zog, vermochte ihm keine Auskunft zu geben. So verfügte er sich nach dem Blumenladen, wo der Strauß bestellt worden war. Doch auch hier konnte er nichts Gewisses erfahren, ausgenommen, daß die stark verhüllte Auftrag-

geberin nicht mehr jung, und wohl gar krank gewesen wäre, da sie gar so stark gehustet hätte.

Marie — wer anders? — Sie mußte in der Nähe wohnen! — Und er suchte — suchte Stunden lang — Trepp auf und Trepp ab, mit Hängen und Bangen, wie er sich dessen seit den stürmischen Jugendjahren kaum mehr entsinnen konnte.

Niemand kannte die Gesuchte, niemand wußte ihm einen Anhaltspunkt zu geben. Allein er glaubte, daß er sie finden würde, und er fand sie — auf dem Sterbelager. Die Anstrengung des Ganges von der hochgelegenen Dachstube in die Winterkälte hatte ihre letzten Kräfte aufgezehrt. —

Sie streckte ihm beim flackernden Lichte eines Dellämpchens die bleiche, welke Hand entgegen.

Einst hatte er sich in Zorn und Haß von ihr getrennt, weil sie nicht an das neue Evangelium von der absoluten Nichtswürdigkeit der Welt zu glauben vermochte.

Verlassen konnte er sie und tödten, aber nicht kalt und lieblos und unverföhlich machen, denn in ihrem Herzen vermochte nichts als das Gute und Schöne Raum zu finden.

Und doch hatte es auch in seiner Seele einst geglüht und geprüht, allein er hatte den göttlichen Funken erkalten lassen, weil nicht alle Blüthen zu Früchten ansetzen können.

„Zu spät, alles zu spät — sogar für die Reue“, murmelte er durch die festgepreßten Zähne, indem er sich vergeblich bemühte, den letzten Schimmer der einst so wunderbar leuchtenden Augen aufzufangen.

„So hast Du schon einmal gemurmelt, als Du noch in des Lebens voller Blüthe standest“, antwortete sie mit der den Sterbenden eigenen Scharfhörigkeit, indem sie sich im Bette aufzurichten suchte.

Doch stöhnend sank sie auf das ärmliche Kissen zurück, während er sich in dem fahlen Gemache nach einer Labe für ihre brennenden Lippen umjah. — Nichts entdeckte er, als einen zerbrochenen Krug auf einer alten Kommode, doch war darin kein Wassertropfen. Dazu keine Klingel, keine Spur einer helfenden Menschenseele im Vorplatz und den Nebengelassen. — Eine rührende, bei der jetzigen Noth des Frauengeschlechts aber ganz alltägliche — und sogar für Menschenfreunde höchst langweilige Geschichte von Verlassenheit und Entbehrung jeder Art, von freudlosen Tagen und schlummerlosen Nächten und der nie rastenden Angst, eine ungetilgte Schuld mit ins Grab nehmen zu müssen.

„Wasser, Wasser!“ rief der Mann verzweiflungsvoll, „wo finde ich die Hauswirthin?“

„Es ist nicht der Mühe werth“, entgegnete die Sterbende matt; „noch eine Minute, und es wird vorüber sein“.

„Nein, nein! Du mußt leben; ich werde zu dem Arzte eilen!“

„Thörichter Mann, für Dich selbst laß uns denken — für Deine Umkehr aus der Fried- und Freundlosigkeit eines einjamten Daseins.“

„Zu spät, zu spät! Du kannst mir nie verzeihen und ich mir selbst am wenigsten.“

„Wie ist's zu spät, wenn Du nur den rechten Willen hast — den festen, starken, christlichen Willen, der welterlösender ist, als jene orientalische Lebensanschauung, die nur sich selbst erlösen will, und sollte darüber das ganze Menschengeschlecht zu Grunde gehen. — Der Staat hat Dir einen Platz in seinem Haushalte gegeben, und es wäre Deine Pflicht gewesen, dafür die Sorge für eine seiner vaterlosen Töchter zu übernehmen. — Gehe ins

Leben zurück, adoptire ein Mädchen — ein armes, heimathloses, von der Ungunst der Zeiten Verfolgtes. Säe Liebe und Du wirst Treue ernten. Leb' wohl, leb' wohl! Hab' Dank, daß Du gekommen bist! Es ist die selbstloseste That Deines Lebens gewesen, und somit ist das Gute auch in Dir wieder in ein neues Jahr eingetreten."

Mild lächelnd sank sie in die Kissen und verschied in seinen Armen, während über dem Schloßberge der Mond aus düsterem Gewölke emporstieg und das dürftige Gemach der armen Klavierlehrerin mit seinem zauberhaften Lichte verklärte. —

Ihre Todesstunde war die Auferstehungsstunde des alten Junggesellen. Denn nie ist es zu spät, die Samenkörner des Guten in die heranwachsende Jugend zu streuen. Wenn unter hunderten nur Eines Früchte trägt, so ist die Arbeit nie vergeblich gewesen.



Das Wirthshaus zur Essigklinge.

Es war an einem heißen Augustnachmittage, als ein dunkelbärtiger Mann in einem hellgrauen Sommeranzuge das Gasthaus zur Linde verließ, um sich die Umgebung des malerisch gelegenen Städtchens etwas näher anzusehen. Eine ältliche Kellnerin war ihm auf die Straße gefolgt, um ihm den schattigsten Weg zu zeigen. Der Weisung folgend bog er links um die Hausecke, ging über eine steinerne Brücke und schlug jenseits derselben einen von der Landstraße abzweigenden Fahrweg ein, der zwischen einem schmalen Wiesenthale und einer bewaldeten Anhöhe hinführte. Da das Thal fast genau von Norden nach Süden zog, warf die Sonne, welche die Mittagshöhe schon überschritten hatte, dicke Schatten über den Weg am Waldestande. Nur zuweilen fiel ein zitternder weißer Strahl durch die hohen Kronen der Laubbäume, die ein lauer Wind leise hin- und herbewegte. Zur Linken von den Wiesen her rauschte bald lauter bald sanfter das hinter Erlen und Weiden versteckte Flüsschen, über welches weiter unten im Thal ein hölzerner Steg mit einem Geländer führte.

Unweit desselben blieb der Wanderer stehen, nahm den breitkrämpigen Strohhut ab und begann sich dessen als eines Fächers zu bedienen. Man sah jetzt, daß er nicht mehr ganz so jung war, als seine geschmeidige Gestalt und sein elastischer Schritt zu bekunden schienen. Die breit- und hochgewölbte Stirne, die tiefliegenden Augen, die scharfgeschnittene Nase — alles an ihm verrieth einen im Denken und Kämpfen gereiften Mann, doch ließ sich weder aus seiner Haltung, noch aus seiner Kleidung ein Schluß auf Beruf und Lebensstellung ziehen.

Der Wanderer setzte den Hut wieder auf und machte einige Schritte, um dann abermals stehen zu bleiben. Er war unschlüssig, ob er einen der zahlreichen verschlungenen Waldwege einschlagen, oder die Holzbrücke und das sonnig durchglühte Wiesenthal überschreiten, die noch sonnigere Landstraße gewinnen und auf derselben zum Hotel zurückkehren sollte. Jetzt fiel ihm gerade gegenüber ein einsam gelegenes Haus in die Augen, das einen blauen Schild über der Eingangsthüre hatte. Weithin glänzte die vergoldete Aufschrift im Sonnenlichte: Das Wirthshaus zur Essigklinge.

„Sonderbar,“ murmelte der Wanderer. „Da muß ein guter Wein zu trinken sein, wo man sich einer Anspielung auf Essig getrauen darf. Wollen sehen, was dahinter steckt.“

Das Wirthshaus zur Essigklinge lag zwar nur wenige Ackerlängen unterhalb den linksreihig auslaufenden Häusern des Städtchens, doch war die ganze Gegend so todtenstill, daß der Wanderer nichts als das leise Knistern des Sandes hörte. Bald stand er verschlaufend im grellsten Sonnenlichte auf der staubigen Landstraße, als vom Hausflur her ein leises Hundegebell ertönte und gleich darauf hinter einem der Fenster ein blonder Mädchentopf auftauchte und rasch wieder verschwand. Ein paar Treppenstufen auf einmal über-

springend stand der Wanderer im nächsten Augenblick in der offenen Hausthüre. Vor ihm erhob sich langsam und schläferig eine große Ulmer Dogge, stieß einige resoluten Töne aus, wedelte dabei aber mit dem Schwanze, als ob sie sagen wollte: „Brauchst keine Angst vor mir zu haben, ich thu' halt meine Schuldigkeit ohne Ansehen der Person und Gelegenheit, denn im Grunde siehst du ja recht solide und ganz und gar nicht wie ein Landstreicher aus.“

Und als ob der Mann die Gedanken des Hundes errathen hätte, lächelte er ihm freundlich zu und begab sich in die offen stehende Wirthsstube, wo ihm ein Mädchen in einem hellen Sommeranzuge freundlich lächelnd entgegentrat. Es war ein noch junges Mädchen mit einem runden, rosig angehauchten Gesichte, aus welchem ein paar dunkelblaue verständige Augen blickten. Die Gestalt war mittlerer Größe, von einer angenehmen Rundung der Formen und einem zarten Hauch der Weiblichkeit und sorgenden Hausmütterlichkeit umgeben, ein Eindruck, der durch einen am Ledergürtel hängenden kleinen Schlüsselbund noch erhöht wurde.

Das Auge des Fremdlings ruhte einige Sekunden mit Wohlgefallen auf dem schönen Mädchen und irrte dann wie fragend über das weite, niedrige Gelaß, in welchem außer ein paar langen, zu beiden Seiten der Eingangsthüre aufgestellten Tischen nebst einer entsprechenden Anzahl von hochbeinigen Stühlen kein weiteres Mobiliar zu sehen war, als rechts in der Ecke ein Nähtischchen und links im entgegengesetzten Theile des Zimmers ein Bierschant.

„'S ist während der Ernte,“ sagte das Mädchen wie entschuldigend, nachdem sie den Gruß des fremden Gastes erwidert hatte. „Erst gegen Abend, nachdem die Frucht eingefahren ist, wird's lebhafter hier. Wir haben deßhalb auch

noch kein Bier angestochen. Oder wollens vielleicht Wein haben?"

„Ja, nur darf er nicht in der Essigklinge gewachsen sein,“ entgegnete der Fremde mit einem schalkhaften Lächeln, indem er sich auf die schmale, an der Längseite des Zimmers angebrachte Bank niederließ.

„Nein, nein! Sie können Taubergründer oder Württemberger haben. Doch wie weiß der Herr, woher die Essigklinge ihren Namen hat?“

„O, ich weiß noch ganz andere Dinge! Zum Beispiel, daß in der Essigklinge ein verzaubertes Fräulein haust.“

„Wirklich? Und Sie sind gekommen, um das verwunschene Fräulein zu erlösen?“

„Vielleicht, wenn ich kann!“ entgegnete der Fremde, während er die schöne Mädchengestalt mit einem warmen Blicke streifte. „Doch hängt dergleichen ja nicht von unserem Willen ab. Auch weiß ich nicht, aus welchem Holz die Wiege bestanden hat, in welcher ich einst geschaukelt worden bin, noch aus welchem Holz ich selber geschnitten bin; denn dergleichen erfährt man meistens erst, wenn es zu spät geworden ist.“

Er hatte während dessen seinen breitrandigen Strohhut auf einen Stuhl geworfen und sich dann die Haare aus dem windgebräunten Gesicht gestrichen, so daß die schöne Wölbung der Stirne voll zu Tage trat.

Das Mädchen aber stand immer noch mitten in der Stube, das Auge mit Verwunderung auf den seltsamen Gast gerichtet, der so einfach aussah und seine Rede so gut zu setzen wußte.

„Erlenholz scheint's nicht gewesen zu sein,“ rief sie darauf mit neckischem Tone, indem sie leichtfüßig an den Schenkeltisch

eitte und ihr lieblich erglühendes Gesichtchen hinter Gläsern und Kannen versteckte.

Dann verschwand sie geräuschlos durch eine Seitenthüre, während der Fremde ihr traumverloren nachstarrte und erst aus seinem Sinnen auffuhr, als er seine herabhängende Hand von etwas unerklärlich Weichem und Warmem berührt fühlte.

Es war Assor, die Doage, welche ihn mit der Nase angestoßen hatte und ihn jetzt mit Augen anschaute, die deutlich sagten, daß einem künftigen Freundschaftsbunde nun keine weiteren Hindernisse mehr im Wege stünden.

„Ei, ei, du merkst es schon, daß das Blizmädel mich zu bezaubern anfängt?“ flüsterte der Fremde, indem er dem gewaltigen Thiere den Kopf streichelte. „Frisch wie Apfelblüthe und munter wie eine Heidelerche. Ich hoffe, sie wird nicht Rosa oder Hulda nach Art der Schenkmannsellen heißen.“

Als das Mädchen dann wieder zum Vorschein kam und mit flinkem Gebahren das Verlangte auf die Tafel gestellt hatte, zog sie sich mit einem freundlichen „Wohl bekomms!“ an ihr Nähtischchen neben dem Fenster zurück und begann emsig an einem Stück Leinwand zu säumen.

Ohne mehr als an dem Weinglase genippt zu haben, betrachtete der Mann voll wachsender Bewunderung die anmuthige Mädchenerscheinung, die weiche Rundung des Kinns und der Wangen, die langen Wimpern, welche dem Blick eine eigenthümlich magische Wirkung gaben, wie er es noch nie zuvor gesehen zu haben glaubte.

„Kommt es Ihnen hier nicht zuweilen etwas einsam vor?“ sagte er, sich endlich aus seiner Versunkenheit ermannend.

„Wie können Sie so etwas denken; es ist ja meine Heimath!“ entgegnete sie einfach.

„Gewiß,“ bestätigte er; „die Heimath ist immer schön, zumal die Ihrige — ein noch unentdecktes Paradies voll Waldesluft und Wiesenduft. Doch wenn dies Ihre Heimath ist, so ist Ihnen gewiß auch die Sophie Bauer bekannt?“

Das Mädchen ließ seine Arbeit sinken und brach in ein silberhelles Lachen aus, während der Fremde unruhig hin- und herrückte, wie ein Mensch, der befürchtet, etwas Unge- schicktes gethan oder gesagt zu haben, ohne sich dessen bewußt werden zu können. Und als ob sie seine Gefühle errathen hätte, verstummte sie plötzlich und sagte mit gewaltsam gehal- tener Stimme:

„Ich weiß nicht, wie ich Ihre mich überraschende Frage beantworten soll. Ich kenne die Sophie Bauer und kenne sie auch nicht, je nachdem mans nehmen will.“

„Sie sprechen in Räthseln, mein Fräulein!“ versetzte der Fremde mit aufsteigender Gereiztheit; „doch hat es nicht in meiner Absicht gelegen, Sie durch meine einfache Frage so sehr zu belustigen. Nehmen wir also an, daß Sie das Mädchen, dessen Namen ich genannt habe, nicht zu kennen belieben und sprechen wir vom Wetter, oder von etwas An- derem.“

„Ganz so einfach liegt die Sache eben nicht,“ versetzte das Mädchen mit einem lieblichen Wetterleuchten in den Augenwinkeln. „Einerseits kenne ich die Sophie Bauer, ja — das heißt nach Namen, Stand, Alter &c. Andererseits aber kenne ich sie auch wieder nicht, insofern ich nämlich ein- mal gelesen habe, daß nichts in der Welt so schwer sei, als — sich selber zu kennen.“

Der Fremde sprang auf, trat auf das Mädchen zu und reichte ihm mit verklärtem Gesichtsausdrucke beide Hände auf einmal hin.

„Ja Sie finds, Sie müssen es sein!“ rief er fröhlichen

Tones; „und mich wundert, daß ich nicht sofort darauf gekommen bin — vielleicht, weil man sich gescheute Mädchen immer mehr oder weniger als unschön vorstellt,“ setzte er mit gedankenvollem Blicke hinzu.

„Sophie Bauer heiße ich allerdings,“ sagte sie sich gleichfalls erhebend und ihre schlanken Finger in die kraftvolle Hand des Mannes legend; „indessen wüßte ich nicht —“

„Was mir das Vergnügen verschaffen sollte,“ ergänzte er ungeduldig. „Bitte, dies alles unterwegs zu lassen. Ich kenne Sie — seit Jahren schon — seit der Zeit nämlich, als Sie den schönen Schulaufsatz über das verzauberte Fräulein in der Essigklinge gemacht haben; denn mein Bruder ist damals hier Lehrer gewesen. Und da ich ein großer Freund von Ueberresten der alten Volksfagen bin, so hat mein Bruder sich von Ihrem Aufsatz als dem besten in der Klasse eine Abschrift genommen und sie mir zugesandt. Haben Sie denn jenes Märchen aufgehoben?“

„O nein! Wozu eine Blume trocknen, die jeden Frühling wiederblüht?“

„Ihr Vergleich ist nicht ganz zutreffend, mein Fräulein! Die Volksmärchen pflegen nicht mehr wie die Wiesenblumen aus der Erde zu sprießen und müssen daher um so sorgfältiger gesammelt und aufbewahrt werden. Darf ich dabei auf Ihre Mitwirkung rechnen?“

„Gewiß, wenn Sie wiederkommen. Denn Sie werden ja nun eine Zeitlang hier bleiben?“

„Nein, ja! Das heißt, ich wollte mich nur so lange verweilen, um die Essigklinge zu sehen.“

„Und jetzt haben Sie sich anders entschlossen?“

„Ja,“ sagte er ihr in die warmen klaren Augen blickend.

„Ich werde gleich zurückkehren und um mein Gepäck schreiben;

denn im Grunde ist's ja gleich, wo und wie ich meine Ferien verbringe."

"Sie sind gewiß auch Lehrer, Herr Feiler?" Es war mehr mit einem Ausdruck der Theilnahme, als der Neugierde mit dem sie dieses sagte.

"Nein," entgegnete er zu seinem Platz zurückkehrend und hastig ein Glas Wasser hinunter stürzend; „ich bin eine catinische Existenz, Pardon! ein Mensch, der seinen Beruf verfehlt hat, weil er zum Schulmeister nicht genug Geduld und zum Professor nicht genug Geld gehabt hat. Doch lassen Sie mich vergessen, wer und was ich bin und trinken Sie mit mir auf das Wohl meines Bruders, dessen Lieblings-schülerin Sie gewesen sind und der Sie herzlich grüßen läßt, deßgleichen auch seine junge Frau als unbekannt."

"Danke, danke! Ich pflege selten Wein zu trinken. Der Herr Lehrer hat sich also verheirathet? Das freut mich sehr. Nur schade, daß man ihn nicht hier gelassen hat."

"Ja, das finde ich auch, seit ich die schöne Lage dieses bauländer Städtchens kenne. Im Winter aber muß eine raube Luft vom Odenwalde herkommen. Sie haben sich gewiß schon in die Ferne gesehnt."

"Ich? Das wäre ja undankbar gegen meine Pflege-eltern!"

"Die Wirthsleute sind Ihre Pflegeeltern?"

"Ja, aber auch meine Verwandten. Die Wirthin ist meiner frühverstorbenen Mutter Schwester und hat keine eigenen Kinder."

"Aber Sie werden doch nicht immer hier bleiben wollen?"

"Freilich will ich das," entgegnete sie mit feuchtm-florten Augen, „wenigstens so lang, als ich nicht fortgeschickt werde."

„Gut, dann werde ich künftig meine Lustschlöffer in die Eßigklinge bauen.“

„Und das verwunschene Fräulein erlösen?“

„Vielleicht, vorausgesetzt nämlich, daß meine Wiege aus einem Eichenstamme gezimmert war, der dort gestanden hatte. Sie sehen, wie gut ich Ihr Märchen behalten habe. Doch leben Sie wohl einstweilen, bis auf Wiedersehen!“ Und nachdem er seine Zechen berichtigt hatte, griff er nach seinem Hut und eilte elastischen Schrittes dem Städtchen zu, doch nicht, ohne sich nochmals nach der Dogge umzusehen, die ihm von der Freitreppe freundschaftlich nachwedelte.

2.

„Nun bitte, losgelegt!“ sagte Friß Feiler seinen Vollbart streichelnd, als er am folgenden Nachmittage abermals bei dem holden Mädchen im Wirthshause zur Eßigklinge saß. „Es war einmal,“ nicht wahr, so fangen alle Märchen an!“

„Nein,“ versetzte sie den Faden durch die schlanken Finger ziehend; „es muß zuerst erzählt werden, woher die Eßigklinge ihren Namen hat.“

„O, ich weiß! Von dem sauren Wein, der vor Zeiten hier gewachsen ist, bis man ihn mit Stumpf und Stil ausgerottet und — ja, mit was sind dann die alten Weinberge hier angelegt worden — mit Dornen und Disteln vielleicht?“

„Mit Kraut und Rüben, Kartoffeln und Kleesamen; und erst neuerdings hat man ausgefunden, daß es am besten ist, den unfruchtbaren Boden seinem Urzustande zurückzugeben, das heißt, mit Laub- und Nadelbäumen anzulegen. Und Sie werden gestehen, daß die Schönheit unseres ohnehin so waldreichen Städtchens dadurch noch um vieles erhöht werden wird. Ja, man spricht bereits davon, daß ein Stuttgarter Arzt eine Luftkuranstalt hier zu gründen gedenkt.“

„Kapitaler Gedanke! Könnten anderwärts ein Beispiel daran nehmen und anstatt abzuholzen lieber neue Waldungen anlegen. Doch was ich sagen wollte! steht die Eiche noch, in welcher das verzauberte Fräulein wohnt?“

„Gewohnt hat, müssen Sie sagen; denn es ist niemals wieder gesehen worden.“

„Ganz recht; die Eiche aber ist mitten im Weinberge gestanden —“

„Ach, gehen Sie mir! Wer wird bei einem Märchen so genau verfahren, wie beim Abstecken einer Eisenbahn!“

„Sie haben recht, Kind! Und nun erzählen Sie!“

„Es war — es war — — Ja, wie war es nur? Die Geschichte scheint mir entfallen zu sein. Doch haben Sie ja meine Abschrift davon gehabt.“

„Und habe sie noch. Und wenn Sie nicht erzählen wollen, so müssen Sie zuhören.“ So sagend, zog Fritz Feiler ein Heft mit blauem Umschlage aus der Tasche und las mit etwas gedämpfter aber vernehmlicher Stimme das Folgende. Währenddessen kauerte Assor, die Dogge, auf dem Boden und schaute träge auf die beiden jungen Menschenkinder, die im Begriffe standen, das schönste und älteste Märchen der Welt von neuem anzufangen, obgleich sie sich scheinbar mit einem andern beschäftigten, nämlich mit dem verzauberten Fräulein in der Essigklinge:

„Es war zur Zeit, da die Himbeeren reif waren, als Hans der Schulzensohn sich an einem Sonntag gegen die Mittagsstunde zu einem einsamen Spaziergange aufmachte. Sommerliche Schwüle lag in den unbewegten Lüften, und rings umher auf Wiesen und Feldern herrschte eine traumhafte Stille, die nur selten durch den heiseren Schrei eines Raubvogels in hoher Luft unterbrochen wurde. — Und wie der Jüngling so dahinschritt — zuerst die staubige Landstraße

entla
ihm
schön
Die
voll;
Wan
dann
weite
einen
mit
Und
that
'busch
Wein
viere
hinan
und

dante
Gaut
er fu
er h
Ersch
Eiche
Sie
alter
den

nicht
seine
daß

entlang, dann links abbiegend in die Eßigglinge, da ward ihm seltsam bekommen zu Muthe, als ob er etwas Wunder-
schönes, oder etwas unsäglich Trauriges erleben sollte. — Die blauen Glockenblumen am Wege nickten so bedeutungs-
voll; am Waldesrande starrte ein aufgeschrecktes Reh dem Wanderer mit erschrockenen Augen entgegen und schlug sich dann raschelnd ins dichte Unterholz. — Einige Schritte weiter lief ein Eichhörnchen quer über den Weg, duckte sich einen Augenblick hinter das röthliche Haidekraut und blinzelte mit seinen schwarzen Neuglein neugierig auf den Schulzensohn. Und als es bemerkte, daß er jung und wohlgestaltet war, that es einen Seitensprung und lief hurtig busch- und buschabwärts den oberhalb der Klinge gelegenen steinigten Weinbergen zu. Dort stand eine uralte Eiche auf einem viereckigen Rasenfleck. Das Eichhörnchen sprang am Stamme hinauf, sah nochmals aufmerksam nach dem Jüngling zurück und verschwand dann langsam im dunkeln Geäste.

Und da stand nun der Hans und verwünschte in Gedanken das muntere Thierchen, das ihn mit seinem neckenden Gaukelspiel abseits vom Wege gelockt hatte. Schon schickte er sich an, den sonnigen Abhang wieder hinabzusteigen, als er hinter sich laut und vernehmlich seinen Namen rufen hörte. Erschrocken wandte er sich um und erblickte am Stamm der Eiche lehrend ein Mädchen von fast überirdischer Schönheit. Sie trug ein himmelblaues Seidengewand mit einem seltsam alterthümlichen Schlitze, wie ihn die alten Edelfrauen auf den in der Jakobskirche eingemauerten Grabsteinen hatten.

Wortlos starrte Hans die Erscheinung an und wußte nicht, ob er wachte oder träumte, als das Mädchen abermals seinen Namen rief und zwar mit solch jammervoller Miene, daß ihm darob das Herz im Leibe zu entbrennen begann.

„So lang hab ich auf Dich gewartet, Hans, wer weiß,

ein Beispiel
Waldungen
Eiche noch,

ist niemals

Weinberge

in Märchen
enbahn!“

Sie!“

nur? Die
ben Sie ja

t erzählen

Friz Feiler

nd las mit

Folgende.

Boden und

r, die im

der Welt

mit einem

Fräulein

ren, als

egen die

aufmachte.

ten, und

e traum-

rei eines

Und wie

ndstraße

wie viele Jahre schon! Und nun Du endlich gekommen bist, stehst Du mir fremd und kalt gegenüber.“

„Was willst Du aber, daß ich thun soll, du holdseliges Fräulein?“ stammelte der Jüngling in verwirrtm Tone.

„Wie vermöchte ich dies zu sagen, wenn die Stimme Deines Herzens schweigt? Fühlst Du denn gar kein Mitleid mit einer unschuldig Verzauberten, die diesen Tag und diese Stunde mit tausend Thränen herbeigesehnt hat?“ Und sie streckte ihm flehend die Hände entgegen.

„Fasse sie an, sie sind warm, wie die Deinigen,“ versetzte sie leise und vorwurfsvoll, als Hans sich mit einem Schauer abzuwenden suchte.

„Befiehl, Jungfrau, was ich thun soll und ich will Dir gehorchen,“ entgegnete er sich von seinem Schrecken und Staunen ermannend. „Doch sag, wie bist Du hierher gekommen?“

„Ein böser Zauberer, dessen Liebe ich einst verschmäht habe, hat mich in diesen Baum verwunschen, und nur ein Jüngling, der reinen Gemüthes und ebenso treu als furchtlos ist, kann mich aus meiner Haft befreien. Fühlst Du Muth zu dem Erlösungswerke, so komm, wenn der Zauber des Mittags abermals seine goldenen Fäden um diese Fluren spinnt, und wenn ich Dir erscheine, in welcher Gestalt es auch sein mag, so fasse mich herzlich an, streiche mir dreimal über den Rücken und sage dabei dreimal den Namen „Serpentine“ und ich werde entzaubert sein. Aber hörst Du es? furchtlos und treu mußt Du sein und keinem Menschen darfst Du etwas von Deinem Vorhaben verrathen, bis es ausgeführt ist.“ — Und ehe der Jüngling sich versehen hatte, war das Fräulein hinter dem Stamme der Eiche verschwunden.

Die ganze Nacht wälzte Hans sich auf seinem Lager

und dachte darüber nach, wie er des andern Tages un-
bemert und ohne angerufen zu werden in die Essigklinge ge-
langen könnte.

Das Glück schien ihn zu begünstigen. Er wurde von
seinem Vater schon früh am Morgen in einen fernen Flur
geschickt, um nachzusehen, ob die Gersten reif zur Sichel wären.
Auf dem Rückwege schlich er sich auf einsamen Waldespfa-
den in die Essigklinge und wartete in einem Gebüsch, bis er es
vom Städtchen zu Mittag läuten hörte. Dann lief er quer-
feldein der Eiche auf dem Rasensflecke zu, anstatt des hold-
seligen Fräuleins aber wälzte sich ihm eine riesenhafte Schlange
mit grünlich aufgesperrem Rachen entgegen. Mit einem
Schrei des Entsetzens wandte Hans sich zur Flucht, als er
an Stelle des Unthiers das Fräulein erblickte, aber mit
todtesblassem Angesicht und gerungenen Händen.

„O wie schlecht hast Du deine Probe bestanden, o Jüng-
ling!“ schluchzte die Verzauberte. „Nun muß ich abermals
warten, bis aus einer Sichel dieses Baumes ein anderer ge-
wachsen, zu Brettern geschnitten und zu einer Wiege verar-
beitet ist. Und der erste Knabe, der einst in dieser Wiege
schlummert, soll mein Erlöser sein.“ Und nachdem sie ihn
nochmals mit einem langen, unsäglich traurigen Blicke an-
gesehen hatte, verschwebte sie langsam wie eine Nebelwolke.

Hans aber konnte nie wieder von Herzen fröhlich sein.
Er wurde ein einsamer gebrochener Mann wie so mancher,
der zur rechten Zeit die rechte That verfehlt hat. Unablässig
gedachte er des verzauberten Fräuleins, dessen Erlösung er
vereitelt hatte, und oft in sommerlichen Mittagsstunden schlich
er sich nach der Essigklinge und rief mit beschwörender Stimme
den Namen Serpentine! — Dann rauschte es geheimnißvoll
in den Zweigen der Eiche, als ob ein Lufthauch darüber hin-
zöge. Das Fräulein aber ist niemals wieder gesehen worden.

3.
Als Fritz geendet hatte, war es einen Augenblick so stille in der Stube, daß man die Nadel, welche Sophiens achtlosen Händen entglitt, zu Boden fallen hörte.

„Und das soll mein Märchen sein?“ sagte sie dann mit traumhaft verlorenem Gesichtsausdruck.

„Ihr Märchen? Nein! Denn jenes ist in seiner schlichten Knappheit ungleich inniger und ergreifender gewesen. Mit dem Einfachen und Schlichten aber sind die Stadtleute nicht mehr zufrieden. Sie wollen wissen, wie die Märchenpersonen geheißen und wie sie ausgesehen haben, ob es morgens, mittags oder abends gewesen ist, ob die Sonne geschienen, ob es geregnet, ob es gefroren hat &c. Man nennt dies in der Kunstsprache das Stimmungsvolle; und um einiges davon zu finden, bin ich in der Essigklinge über Stof und Stein geklettert und mittlerweile habe ich ein anderes Märchen gefunden, das ich nicht gesucht — und für welches ich noch keinen rechten Titel habe.“

„Gewiß, es ist ein anderes Märchen,“ bestätigte Sophie mit unbefangener Treuherzigkeit; „doch muß man zu einem solchen studirt haben.“

„Ganz und gar nicht!“ rief Fritz aufspringend und einige Male das Zimmer kreuzend, „je weniger, desto besser, das heißt — —“

„Dann sind Sie eben ein geborener Dichter,“ fuhr sie in einem so ruhigen Tone fort, daß ihm das Ungestüm seines Gebahrens voll zu Bewußtsein kam und er sich schleunigst wieder niedersehte.

„O nein, nein! — nicht einmal ein ordentlicher Schriftsteller — nichts als ein Zeitungsschreiber, der mit

jedem neuen Brotherrn seine Richtung wechseln muß — ein Tintenfisch, ein Mensch, der seinen Beruf verfehlt hat!“

„Aber welchen, wenn man fragen darf?“ entgegnete das Mädchen mit schelmischem Augenaufschlage.

„Welchen? Den Heirathsberuf habe ich verfehlt!“ rief er mit ausgelassener Lustigkeit, „und so geht's allen, die zu — hoch hinaus wollen.“

„Wirklich? Kommt dergleichen auch bei den Männern vor?“

„Ganz besonders bei den Männern, zumal den Halbstudirten. Anstatt ein ordentliches Handwerk zu lernen, verfrisst man die besten Lebensjahre im Gymnasium, hungert und friert dann noch einige Semester in einer Universitätsstadt und — der Proletarier ist fertig. — Ah, Sie wissen nicht, was ein Proletarier ist, mein Kind! Desto besser! desto besser! Vergessen Sie, was ich gesagt habe und kommen wir zu unserem Märchen zurück!“

„Noch eine Frage, wenn Sie erlauben, Herr Feiler! Was würden Sie denn thun, wenn Sie — nicht studirt hätten?“

„Was ich thun würde? Nach unseren Colonien würde ich gehen — nach Afrika oder Asien. Mit Hacke, Spaten und Schaufel würde ich arbeiten, oder mit Säge und Zimmerart. Denn ein paar rüstige Arue kommen überall weiter in der Welt, als ein Kopf voll halbverdauter Schulweisheit.“

„Aber muß man denn auswandern, um körperlich arbeiten zu können? Es ist ja ein Kreuz und eine Noth, jetzt Dienstboten, Tagelöhner, oder Handwerksleute zu finden, und wenn man sie gefunden hat, so sind sie so anspruchsvoll und anmaßend, daß man dem Himmel danken muß, sie wieder los zu haben. Ja, es ist eine arge Zeit, und so lange diese

Zustände anhalten, ist's schwer zu glauben, daß Deutschland überbevölkert sein soll."

"O gewiß, es ist überbevölkert, wenn auch nur am rechten Orte, wie ich freilich zugeben muß. Der Zug geht unaufhaltsam nach der Stadt und von dort — nicht nach dem Dorfe zurück, sondern nach dem Auslande; denn wer möchte noch einmal zum Pflug und zur Sense greifen, die die Feder oder den Zeichenstift geführt, oder in einer Fabrik gearbeitet hat."

"Wie Ihr Männer eben seid," entgegnete Sophie sich von ihrem Platz erhebend. "Ihr glaubt immer nur Eines zu thun und das Andere lassen zu müssen, während wir Frauen allenthalben Hand anlegen sollen, ob wir es gelernt, oder nicht gelernt haben."

Und wie zur Bestätigung dieser Rede ließ sich jetzt draußen vom Brauhause her eine Stimme vernehmen:

"Mach doch einmal, daß Du heraus kommst, Mädels! Es ist die höchste Zeit das Malz zu wenden."

"Gleich, gleich, Vater!" gab Sophie durch das offene stehende Fenster zurück. Und zu ihrem Gast gewendet fuhr sie fort: "Sie müssen mich einen Augenblick entschuldigen, Herr Feiler! Fast hätte ich meine Pflicht vergessen; denn ich bin seit Monaten schon meines Vaters einziger und bester Bierbrauergeselle, sogar was das Auspichten und Ausschweseln der Fässer anbelangt."

Eine tiefe Röthe verbreitete sich langsam über Feilers Gesicht und dem Mädchen den Weg vertretend nöthigte er es fast gewaltsam in die Stube zurück.

"Sie dürfen mir das nicht zu leide thun," erklärte er in halb bittendem, halb befehlendem Tone, "es sei denn, daß Sie mich Nichtsthuer noch mehr durch die That beschämen wollen, als dies allbereits durch Ihre Worte geschehen ist."

Ihr V
ihn ha
trotz d
Mann
Antwo
g
früher
begab,
lieblich
nehm
gewese
einem
hatte
Weiter
sich un
auch
verlern
Lande
Z
herabz
fuhr
fort.
Herr
mit d
soll st
Meng
wir e
bringe
Bier
Ihr g
Schni

Ihr Vater braucht einen Bierbrauergehilfen? — Gut, er soll ihn haben, so gewiß ich eines Küfers Sohn gewesen bin, der trotz des langen, vertrackten Stubenhockens noch immer seinen Mann stellen könnte." Und ehe das verblüffte Mädchen eine Antwort finden konnte, hatte ihr Gast das Zimmer verlassen.

Als Friß Feiler sich am folgenden Nachmittage noch früher als gewöhnlich nach dem Wirthshause zur Essigklinge begab, fühlte er es als eine große Enttäuschung, statt der lieblichen Gastgeberin deren Pflegevater zu finden, so angenehm ihm unter andern Umständen auch dessen Gesellschaft gewesen wäre. Der Wirth, ein wohlbeleibter Fünfsziger mit einem runden, gutmüthigen Gesichte und pfiffigen Augen, hatte es ihm schon tags zuvor angethan, als er sich so ohne Weiteres die Hülfe des Stadtherrn gefallen ließ, als ob es sich um eine alltägliche Sache handelte. Freilich war es ja auch eine natürliche Sache, nur daß die meisten Menschen verlernt haben, natürlich zu empfinden — ob sie auf dem Lande oder in Städten wohnen.

Ohne sich die Hemdärmel über die dicken rothen Arme herabzustreifen, oder die Pfeife aus dem Munde zu nehmen, fuhr der Wirth in seiner Hautirung hinter dem Schenkisch fort. „Ja, ja, heute müssen Sie mit mir vorlieb nehmen, Herr Feiler!" rief er in die Stube hinein. „Die Sophie ist mit den andern ins Gerstenbinden gegangen. Der Barometer soll stark gefallen sein, und wir haben noch einen Olem (eine Menge) auf den Breiten liegen. Es muß gut gehen, wenn wir es vor dem Losbrechen des Sturmes noch unter Dach bringen können. Heute aber dürfen Sie mir nicht mit einem Viertelchen ansfangen, denn ich bin tief in Ihrer Schuld für Ihr gestriges, tüchtiges Zugreifen.“

„Danke, danke, Herr Bauer! Erst will ich Ihren Schnittern beim Einthun des Getreides helfen. Geschwind,

wo werde ich sie antreffen! Denn ich glaube wahrhaftig, daß da drüben über dem Walde nicht alles richtig ist."

Jetzt nahm der Wirth schmunzelnd seine Pfeife aus dem Munde, während die vor dem Schanktisch liegende Dogge lebhaft mit dem Schwanze wedelte, als ob sie mit der Entwicklung der Dinge außerordentlich einverstanden wäre.

Der Alte trat an eines der Fenster und warf einen prüfenden Blick nach der baumbestandenen Anhöhe jenseits des Wiesenthales.

"Ganz so schnell werden die Preußen noch nicht schießen, wie ich hoffe," entgegnete er dann bedächtig. "Doch werde ich Sie nicht zurückhalten, wenn Sie meine Leute auf dem Felde suchen wollen. — Wo Sie sie treffen werden? Ja, der Fahrweg dahin ist ziemlich umständlich. Sie müßten nach dem Städtchen zurück und dann am Bahnhof vorbei bis hinauf auf die Höhe, wo die Straße wieder eben und schön fortgeht. Wenn Sie aber den Fußpfad durch die Essigklinge finden könnten —"

"Durch die Essigklinge? O gewiß werde ich ihn finden, und einmal jenseits derselben giebt's wohl allenthalben Leute, die mir Bescheid zu geben vermögen."

"Wohl, wohl! Sie dürfen nur nach den drei Aspen fragen."

Leichtfüßig wie ein Jüngling eilte Fritz aus dem Hause. Er bog links um den Garten, der das Anwesen gegen Süden abgrenzte und schlug den Feldweg nach der Essigklinge ein. Eine unbeschreibliche Spannung lag in der Luft, und die Sonnenstrahlen braunten und stachen, daß der Wanderer instinktiv den Schatten der mageren Apfel- und Zwetschgenbäume aufsuchte, welche den Feldweg nach Norden gegen den schluchtartigen, durch Wildbäche zerrissenen Graben abgrenzten.

Das Gelände fing an sich zu heben, und Fritz blieb

ahrhaftig, daß
ist.“
seife aus dem
egende Dogge
mit der Ent-
n wäre.

o warf einen
höhe jenseits

nicht schießen,
„Doch werde
eute auf dem
werden? Ja,
Sie müßten
of vorbei bis
n und schön
e Eßigklinge

ihn finden,
alben Leute,

drei Aspen

dem Hause.
egen Süden
glinge ein.
t, und die
Wanderer
Zwetschgen-
gegen den
abgrenzten.
Fritz blieb

stehen, um sich prüfend umzusehen. Drüben, wo das Thal sich zu einer Mulde ausweitete, stand senkrecht über dem Höhenzuge ein blauschwarzes, hellgezacktes Wolfengebirge, das sich nur langsam fortzuwälzen schien und trotzdem zusehends näher kam.

„Die richtigen Wetterhörner,“ sagte Feiler sich zum Gehen wendend. Er beachtete es nicht, wie sein glanzledernes Schuhzeug durch das rauhe Gestein und die allenthalben hereinwuchernden Brombeerranken beschädigt wurde. Am Waldesrande blickte er sich noch einmal nach Westen um und war bestürzt, mit welcher unglaublicher Schnelligkeit das Gewitter ihm nachgezogen kam, so daß sich zu seinen Häupten nur noch wenige lichte Streifen zeigten. Er nahm den Hut vom Kopfe und trat in das kleine, den Hochwald begrenzende Tannenwäldchen. Lautlos glitt sein Fuß über den seidenweichen Nadelteppich, unter welchem allerlei kleines Gethier sein Wesen hatte.

Der Weg verengte sich und wurde steiniger, der Boden mehr und mehr von tiefen, ausgetrockneten Wasserrinnen durchzogen. Jetzt erst erinnerte Fritz sich der Weisung, daß er zuerst den Fußpfad abwärts in die Eßigklinge und dann aufwärts über die Halben nehmen müsse, um nach den drei Aspen zu gelangen. Allein er konnte den Fußpfad immer noch nicht entdecken. Oder war er schon daran vorbei gegangen?

Auf gut Glück schlug Fritz sich in das mit wildem Dornestrüpp untermischte Unterholz, als er über sich in den Lüften auf einmal einen heulenden pfeisenden Windstoß und hinter sich ein dumpfes, schweres Rollen hörte.

Auf dem Grunde der mit Steinen und Wurzeltrieben bedeckten Schlucht angelangt, sah Fritz einen Augenblick sich rathlos nach einem Auswege um. Denn auf der andern

Seite ging es hoch und steil hinauf, doch gelang es ihm, ein herabhängendes Gebüsch zu erhaschen und sich mittels desselben in die Höhe zu schwingen. Dann durchbrach er den mit Heckenrosen umsäumten Uferrand und stand nun am Fuße der ehemaligen Weinberge, die von haushohen Steinmauern durchzogen trotz der Obstbaumbestände ein Bild der Verödung darboten, da man die fruchtbare Hochebene, die sich oberhalb der steinigen Halden hinzog, von hier aus nicht sehen konnte.

Auf einer Bergwiese zur Linken stand einsam eine uralte, wipfeldürre Eiche mit herabhängenden Nesten. Fritz erkannte sie. Es war die Eiche, in welcher das verzauberte Fräulein gewohnt hatte, und in Gedanken an die verklungene Sage ward ihm seltsam beklommen zu Muthe, als ob auch er an dem gefeiten Orte etwas Wunderbares erleben würde. — Wahrhaftig! schimmerte hinter dem Stamm der Eiche nicht etwas Helles hervor? Hörte er es nicht leise dort wimmern und weinen?

Jetzt wurden seine Augen durch einen grellen Lichtstrahl getroffen, und als er sie wieder vom Boden erheben konnte, hörte er in der Richtung der Eiche abermals ein leises Wimmern und dann ein Geficher wie von einem nechtischen Kobolde. Oder sollte dies nur ein Gaukelspiel seiner erregten Sinne sein?

Noch einmal fuhr ein zügelnder Blitzstrahl über den Wald hernieder, und von einer unbeschreiblichen Angst erfaßt drängte es den Wanderer vorwärts — der Zaubereiche zu. Doch was er hinter ihren herabhängenden Nesten entdeckte, war kein spukhaftes Fräulein, sondern ein rothbackiges Bürgermädchen, das ihm lebenswarm entgegenlächelte.

„Um's Himmelswillen, Sophie! fort, fort von diesem gefährlichen Orte! Wissen Sie nicht, wie oft der Blitz in freistehende Bäume schlägt?“

Als sie aber immer noch keine Miene machte, sich von der Stelle zu bewegen, umfaßte er die Widerstrebende mit beiden Armen und trug sie gewaltsam den Abhang hinunter.

Plötzlich erdröhnte der Boden von einem schmetternden Schläge, während der ganze Umkreis in einem bläulichen Feuervirbel unterging. Der Mann stieß einen Schrei aus und taumelte, das Mädchen entwand sich seiner Umklammerung, sprang auf die Füße und starrte nach der Eiche, von welcher sich ein seltsames Knattern und Knistern hören ließ. Der Strahl hatte sie mitten ins Herz getroffen, und um den Stamm, der vielen Jahrhunderten getrotzt hatte, ringelten sich züngelnde Flämmchen wie feurige Schlangen.

Einige Sekunden standen die beiden Menschenkinder einander sprachlos gegenüber, dann überzog sich das Gesicht des Mädchens mit einer fahlen Blässe, ihre Arme glitten schlaff an den Seiten herab, ihr Kopf sank nach rückwärts und lehnte sich an die Schulter ihres Gefährten. Es war der Schrecken nach der Gefahr, der ihr die Glieder lähmte.

Jetzt löste sich die ungeheure Spannung der Natur in einem lindernden Regenstrom auf, und von dem warmen Naß berührt kam auch in Sophiens Gestalt wieder Leben und Bewegung. „Was müssen Sie von mir denken!“ rief sie sich ermannend und lief erröthend den Abhang hinunter, so daß Fritz ihr kaum zu folgen vermochte.

Rasch hatte er die Enteilende eingeholt. „Was ich denken muß?“ entgegnete er ernst, „daß der Himmel uns in wunderbarster Weise zusammengeführt hat, und daß es Vermessenheit wäre, seine Fingerzeige geflissentlich mißverstehen zu wollen.“

Sie wandte sich abermals, als ob sie seine Rede überhört hätte. „Hurtig, hurtig, Herr Zeiler! wenn Sie noch trockenen Fußes durch die Klinge kommen wollen. Sie ist

zu Zeiten ein reißender Wildbach, und bei Wolkenbrüchen ist ihr am wenigsten zu trauen. Hören Sie das Brausen da oben im Walde? Geschwind, geschwind! Wenn die Wasserberge Sie nicht überschütten sollen!"

So rufend kletterte sie behende wie ein Eichkätzchen jenseits des Erdwalles hinauf.

Er hatte kaum Eines ihrer Worte verstanden. Ihre Stimme war im rollenden Donner untergegangen. Doch war es nicht das Brausen des Wildbaches, das sich vernehmen ließ, sondern das Tosen des Sturmes, der nun über dem ganzen Wald auf einmal los gebrochen schien. Das heulte und ächzte, als ob das wilde Heer darüber hinzöge, und der Regen in Strömen auf das Blätterdach schlug. Die Erlen- und Weidenbäume zu beiden Seiten der Klinge bogen sich fast zu Boden unter dem wüthenden Anprall der Elemente.

Fritz hatte mit Riesensprüngen über die Schlucht gesetzt, um dem vor ihm fliehenden Mädchen seinen Rock, dessen er sich im Laufen entledigt hatte, über die bereits vom Regen durchnäßten Schultern zu legen.

Sophie wehrte ihn lachend ab, streckte ihre beiden Arme aus und ließ den Regen klatschend darauf niederfallen.

"Als ob dies unsereinem etwas verschlüge!" rief sie in ihrer wieder gewonnenen neckischen Weise. "Man wird ja doch nur einmal naß, und weiter als bis auf die Haut kann es in keinem Falle dringen." Plötzlich aber wurde sie nachdenkend. Ihr Auge hatte die vom Blitz zerschmetterte Eiche gestreift, und der Anblick, der sich ihr bot, war wirklich ein erschütternder. Der ganze Umkreis war mit abgerissenen und zerfetzten Blättern überstreut, und der Stamm, an dem die hüpfenden Flämmchen sich nur noch mit schwachen Kräften gegen den Regen wehrten, war mitten entzwei geborsten

"O weh!" rief Sophie. "Aus diesem Holz wird nie-

malz wieder eine Eichel ersprießen; und so kann das ver-
wunschene Fräulein in Ewigkeit nicht mehr erlöst werden.“

„Sie ist erlöst,“ entgegnete Fritz bedeutungsvoll —
„erlöst durch die Weihe der Poesie, wosfern ich meiner Kraft
vertrauen darf. Und wenn meine Arbeit vom Erfolg gekrönt
werden wird, so soll drüben an Stelle der vom Blitz zer-
schellten Eiche ein Landhaus erstehen, vielleicht in einem
Jahre schon —“

„Luftschlöffer!“ rief sie sich seiner Umarmung entwindend,
„oder ungelegte Eier, wie meine Mutter sagen würde. —
Gott sei Dank, dort kommt sie eben die Straße herunter.
Ich kenne sie an dem Rock, den sie sich über den Kopf ge-
schlagen hat, wenn ich auch ihr Gesicht nicht sehen kann.
Zedenfalls ist sie zu besorgt um mich gewesen, um im Städt-
chen ein Obdach suchen zu wollen. Denn als das Gewitter
losbrach, hätte sie längst schon irgendwo im Trockenen sein
können. Ich hatte die Wolken zuerst aufsteigen sehen und
die Mutter genöthigt, den Heimweg anzutreten, während ich
selbst noch eine Weile fortarbeitete und dann quer über die
Felder lief.“

Fritz ließ das Mädchen plaudern, ohne Antwort zu
geben, theils, weil der Wind ihm den Athem versetzte und
theils, weil er beständig nach Sophiens Gewand haschte,
ohne es fassen zu können, da es sich nasser und nasser um
ihre Hüften legte, so daß sie immer mehr einer Marmorfigur
inmitten eines Springbrunnens glich. Doch mußte er die
Gefährtin festhalten, ehe sie die Landstraße erreichte; denn er
zweifelte, ob er anderswo den Muth zu einer Frage finden
würde, die ihm mehr als der Sturmwind die Brust beklemmte.
Erst einmal unter Dach würde der Zauber des Wunderbaren
zerronnen sein, und die Thatsache, daß er noch nicht im

Stande war, einer Frau eine solide bürgerliche Existenz zu bieten, ihm aus allen Ecken entgegenzähnen.

Unweit des Gartenzaunes hatte er Sophien endlich eingeholt, oder vielmehr sie war von selber stehen geblieben, um die Spuren des Gewitters zu betrachten; denn der ganze Zaun längs des Feldweges hatte sich nach innen ins Gras gelegt. Nur die steinernen Eckpfeiler standen noch aufrecht und trotzten dem Sturm, der sich in nordöstlicher Richtung jetzt langsam verrollte.

Der Regen hatte plötzlich nachgelassen, und über die Apfelbäume, unter denen die jungen Leute Halt gemacht hatten, fuhr ein letzter sausender Windstoß, so daß sie von einem förmlichen Sturzbad übergossen wurden.

„Kommen Sie, kommen Sie!“ rief Sophie. „Unter den Bäumen regnet es zweimal, hat der Eulenspiegel gesagt und sich hinter eine Schmelbe (Schmiele) gestellt. Doch ziehen Sie lieber zuerst Ihren Rock wieder an; denn so ein stubensitzender Stadtherr erkältet sich leichter, als ein Landkind das in Wind und Regen aufgewachsen ist.“

„Ah bah! Wer sich in der Essigklinge ein Haus bauen will, darf sich vor keinem Sturme fürchten. Wenn ich über Jahr und Tag aber zurückkehre, Sophie! darf ich dann vor Ihrem Vater hintreten und ihm sagen, daß zwischen uns beiden schon alles im reinen ist — schon seit dem Tage, wo der Blitz in die Fräuleinseiche geschlagen hat?“

Er hatte so bewegt und eindringlich gesprochen, daß Sophie tief ernst geworden war und nur noch einen schwachen Versuch machte, ihm die Hand zu entziehen, die er wie beschwörend umklammert hielt.

„In einem Jahr kann viel Wasser den Rhein hinab fließen, und mancher anderen Sinnes werden,“ erwiderte sie

dann mit erzwungener Lustigkeit, während ihr die Stimme vor verhaltener Bewegung zitterte.

„Gewiß, Sophie! Doch müssen Sie bedenken, daß ich kein unreifer Jüngling mehr bin, sondern ein Mann, der sich längst nach Haus und Herd gesehnt und zu diesem Zweck auch schon ein hübsches Stämmchen auf die Bank gebracht hat. Dies natürlich für Ihren Vater, Sophie! Denn von dem Mädchen meiner Liebe müßte ich erwarten, daß es mich ohne einen Pfennig nehmen und Leid und Glend freudig mit mir theilen würde.“

„Doch wenn meine Eltern nun nicht einwilligen wollten, ihr Kind einem Mann zu geben, der — seinen Beruf verfehlt hat, wie Sie sagten?“ Und sie lächelte schelmisch, während die hellen Thränen ihr in die Augen traten.

„Dann komme ich als Bierbrauergeselle. Ja sogar als Feldarbeiter habe ich mir heute die Sporen verdienen wollen. Doch sage, Mädchen, wie konntest Du unter einem Baum im offenen Felde vor dem Gewitter Schutz suchen?“

„Das habe ich nicht gewollt, sondern Sie nur ein bischen necken. Denn ich hatte Sie unten aus dem Gebüsch brechen sehen und mich dann rasch hinter dem Eichstamm versteckt, um Sie mit meinem Gewinsel herbeizulocken.“

„Und um ein Haar wäre es zu spät gewesen,“ entgegnete er schauernd.

„Na, Unkraut verdirbt nicht! Doch nun ist's Zeit, mein Herr, unter Dach und Fach zu kommen. Bei meinem Vater haben Sie seit gestern einen großen Stein im Brett, und meine Mutter — nun, sie müßte eine Ausnahme sein, wenn sie dem Mann nicht bereits ein bischen gut wäre, von dem ich ihr seit vierzehn Tagen allabendlich die wunderbarsten Dinge vorgeplaudert habe.“

„Wart' Du Schelmin!“ Und er suchte sie an sich heranzuziehen.

Alsgleich entschlüpfte sie ihm und legte mahnend den Finger auf den Mund. „Nur sachte, mein Herr! Die Eltern dürfen noch nichts wissen — vielleicht noch lange nicht — —“

„Ich hoffe das Beste!“ entgegnete er mit freudiger Zuversicht. „Denn nun ich ein solch schönes Ziel vor Augen habe, werde ich mit verdoppelter Anstrengung arbeiten.“

Sie nickte freundlich. Sie konnte nicht antworten; doch deutete sie stumm nach der bewaldeten Anhöhe jenseits des Fließchens, wo aus leuchtendem Gewölke die Sonne hervorbrach und mit ihren Strahlen die millionenfachen Regentropfen auf Blättern und Blüten versilberte, so daß sie wie lauter Perlen und Edelsteine funkelten.

„Der Himmel segnet unsern Herzensbund,“ sagte Fritz mit Sophien auf die Landstraße hinaustretend und ihr dann feierlich die Hand zum Abschiede reichend. „Lebe wohl, Du meine Lebenssonne! Morgen muß ich mein Bündel schnallen und nach der Stadt zurückkehren. Uebers Jahr aber komme ich wieder — und zwar sehr viel früher als man — — „Träuble schneidt.“

„Leb wohl!“ flüsterte Sophie, während ein heller Glückstrahl ihr Gesicht verklärte. Sie fühlte, daß ihr Geschick fortan auf unlösbare Weise mit dem dieses Mannes verbunden war, und daß ein Abschied fürs Jahr zu den Dingen gehörte, die unmöglich sind.

Und wirklich kam Fritz Feiler, noch ehe es Weihnachten war, um sich von Sophiens Pflegeeltern den Segen zu dem heimlich geschlossenen Herzensbunde zu holen.



Der junge Millionär.

Von allen merkwürdigen Personen, die mir je im Leben begegnet sind, war Mrs. Mortimer Middleton aus der Quäkerstadt die merkwürdigste. Am Anfang freilich ist sie mir nicht besonders aufgefallen, mit Ausnahme eines sehr rothen Gesichtes und einer sehr schwarzen Perrücke, die sie für



ihr eigenes Haar ausgab — natürlich in der Voraussetzung, daß wir ihr aufs Wort geglaubt haben. — Dazu war sie von stattlicher Gestalt, nicht sehr groß, aber ziemlich

beleibt — und von einer Haltung, die beständig zu sagen schien: „Seht mich an, Ihr Leute von Amerika! Ich bin als ich Mrs. Mortimer Middleton aus der Quäferstadt, und an in eine dieser Seite der Erdfugel habt ihr sicherlich noch nie meines waren gleichen gesehen.“ Mrs.

Diese selbstbewußte Dame war beständig von einer ältlichen Tochter begleitet — einer nicht allein nicht hübschen rüchti- sondern durchaus häßlichen Erscheinung. Doch nein! häßlich M war ich ist nicht das rechte Wort dafür, in so weit man es nur in zurück- körperlichem Sinne gebraucht. Denn die Häßlichkeit der Miß als ich Angelina Middleton war die der Seele, während ihre Züge fassim- sowohl als ihre Gestalt bei näherem Zusehen gar nicht un- nistet schön waren.

Dagegen offenbarte sich ihre moralische Häßlichkeit in Haufe dem Gesamtausdruck ihres Wesens: ihren kleinen ruhelosen Mitte Augen, ihren vertrockneten Lippen, ihrem finsternen verdrossenen zurück Gesichtsausdruck, ihren hastigen unharmonischen Bewegungen.

Wie ich später erfuhr, wurde sie von ihren Schulgenos- Frau sinnen nur „die verrückte Miß Middleton“ genannt, wenn sie konnte ihnen die Zunge heraus gestreckt oder sie ausgepottet hatte.

„Sie ist nicht verrückt, sondern boshaft,“ sagte ich, als fuhr ich sie näher kannte; und so war es auch. „Mrs.

Indessen schien Mrs. Mortimer Middleton im Besitze ganz eines solchen Sprößlings gar nicht unglücklich — sondern hat im Gegentheile sehr zufrieden zu sein; nahm sie sich doch auf ich in dieser Unterlage um so vortheilhafter aus. Wo immer sie ich e ging und stand, war es stets nur Mrs. Middleton, mit der man dunkl sich beschäftigte. Miß Angelina schien nichts als ein bloßes mit Anhängsel ihrer Mutter zu sein und keine selbständige Bedeu- über- tung zu haben, ausgenommen wenn sie den Leuten Gesichter wie schnitt. — kümr

Es war im Jahre achtzehnhundert und sechsundsiebenzig, dem

als ich diesen Damen zum ersten Mal begegnete — und zwar in einem Boardinghause in der Fichtenstraße. Wie ich hörte, waren sie bald nach dem Kriege vom Süden gekommen, wo Mrs. Middleton's Gatte ein wegen seiner Grausamkeit berüchtigter Sklavenhalter gewesen war.

Als ich den Damen darauf zum zweiten Mal begegnete, war ich gerade von einem Sommerausfluge nach Deutschland zurückgekehrt, und ich fühlte mich recht unangenehm überrascht, als ich erfuhr, daß sie sich mittlerweile als regelrechte Inhabinnen meiner neuen Pension in der Wallnußstraße eingenistet hatten.

„Ich bin wahrhaftig nicht mehr Herrin meines eigenen Hauses,“ bemerkte meine Kostwirthin, Mrs. Hopper, über den Mittagstisch, als Mrs. Middleton und ihre Tochter sich zurückgezogen hatten.

Ich war sehr erstaunt, daß eine so herrische und heftige Frau wie Mrs. Hopper von irgend jemand gebändigt werden konnte.

„Nein, gewiß! ich bin mein eigener Herr nicht mehr,“ fuhr meine Hauswirthin nach einem tiefen Seufzer fort. „Mrs. Middleton befiehlt mir alles, was ich zu thun habe, ganz so, wie sie vormals ihre Sklaven herum commandirt hat. Sie giebt an, was für Gerichte ich kochen — und wie ich sie kochen muß, welche Dienstboten ich behalten und welche ich entlassen soll. Ja, sie verlangt sogar, daß ich meine dunklen Blüschmöbel umtausche und die Sophas und Sessel mit irgend einem hellen Seiden- oder Sammetstoffe frisch überziehen lasse — zur Ehre und Erheiterung ihrer Besucher, wie sie sagt. — Als ob sich überhaupt jemand um sie bekümmerte, außer etwa jener krumme, halbblinde Knabe, der jeden Mittwoch abend hierherkommt, um Miß Angelina auf dem Piano spielen zu hören. Gerechter Himmel, was für

Musik das ist! Mich wundert, daß sich in unserer Nachbarschaft noch irgend ein lebendes Wesen blicken läßt. Der Knabe übrigens scheint seine Freude daran zu haben, was mich auf die Vermuthung bringt, daß er ebenso taub als blind sein muß. — Wie Mrs. Middleton behauptet, hat ihre Tochter ihn früher im Blindenasyl kennen gelernt — und sie sei so gut gegen ihn gewesen, daß er ihr wie ein jüngerer Bruder zugethan wurde. Als ob Miß Middleton gegen irgend jemand gut sein könnte! Ich versichere Ihnen, daß des Teufels Großmutter besser als dieser häßliche, altjüngferliche Kobold ist. Und wenn Sie es nicht glauben, Miß! so sehen Sie nur noch ein bißchen zu, und Sie werden bald erfahren, daß ich die Wahrheit sage.“

Ich erhob keinerlei Einwand gegen diese ebenso langathmige als nachdrucksvolle Rede, wie ich meiner Wirthin überhaupt nicht zu widersprechen pflegte, auch wenn sie die ungereimtesten Dinge sagte. — Nur zuweilen versuchte ich einen schüchternen Einwurf zu machen, wenn sie mich nämlich eines unbedeutenden Hustens wegen glauben machen wollte, daß ich die Schwindsucht habe, oder daß ich sicherlich an einem Herzleiden sterben werde, wenn ich einmal beim raschen Treppensteigen etwas außer Athem kam.

Mrs. Hopper pflegte in solch düsteren Prophezeiungen förmlich zu schwelgen, weshalb man sich über keine derselben graue Haare wachsen ließ. In betreff der Mrs. Middleton aber hatte sie vollkommen recht; die immer wachsende Herrschsucht derselben war gar nicht auszuhalten. Bald wünschte sie dieses, bald etwas anderes, bald alles zusammen. Und wenn man sie bei Tische über ihre glorreiche Vergangenheit erzählen hörte, hätte man sie in freundschaftlichem Verkehre mit allen Millionären Amerikas und mit dem gesammten

hohen Adel Europas halten müssen, wenn — ja, wenn man der Dame eben aufs Wort hätte glauben dürfen.

Ferner gab sie vor, eine berühmte Schriftstellerin zu sein, während sie nie etwas anderes veröffentlicht hatte, als ein kleines Werkchen über die — „Demuth“ — und dies bereits zehn Jahre früher auf dem Subscriptionswege. Es war ihrem geistlichen Freund und Berather, dem ehrwürdigen Doctor Carson gewidmet.

Mrs. Mortimer Middleton gerieth immer in Verzückung, wenn sie von diesem frommen Manne sprach, um sich dann über ihre eigene Frömmigkeit auszulassen, ohne sich an die eigenthümlich zuckenden Mundwinkel ihrer Tochter zu kehren. Und wenn letztere dann die Lippen öffnete und die merkwürdigen Worte äußerte:

„Mutter, Du bist die größte Kokette, die es giebt,“ oder: „Mrs. Mortimer Middleton, Sie lügen ja beständig,“ dann blickte Mrs. Middleton lächelnd den Tisch entlang und entgegnete mit engelgleicher Sanftmüthigkeit: „Ist sie nicht ein kleines, kleines Ding, meine süße Angelina! Wenn sie nur nicht so oft vergessen würde, daß wir nicht allein sind. —“

„Hi, hi, hi! Ich bin schon längst über meine Backfischjahre hinaus, zählst Du selber doch mehr als vier Mandeln,“ rief Miß Angelina mit tückischer Schadenfreude.

Wir bemühten uns alle, so gut es gehen wollte das Lachen zu verbeißen; denn es war noch keine vierzehn Tage her, daß Mrs. Middleton gegen ihren Nachbar, der zufällig bemerkt hatte, er habe tags zuvor seinen vierundvierzigsten Geburtstag gefeiert, den Ausspruch that: „Wirklich? Das ist ja gerade mein eigenes Alter!“

Außer ihrer Vortrefflichkeit war es besonders ihr schöner Landsitz, über den sich Mrs. Middleton mit Vorliebe zu ergehen pflegte. Einmal machte es ihr Kopfzerbrechen,

ob sie die prächtigen hohen Ulmen in ihrem Parke fällen lassen sollte, um eine neue Avenue an den rückwärts gelegenen See zu gewinnen, ein andermal machte es ihr Herzbeklemmung, daß sie den alten Gärtner, den sie schon so viele Jahre in ihren Diensten hatte, wegen Gliederlähmung verabschieden mußte.

„Sie spricht von dem Anwesen ihrer ledigen Tante, welche all ihr Eigenthum dem Findelhause vermachet hat. Mrs. Middleton und ihre Tochter sind mit Ausnahme einer winzigen Rente so arm wie Kirchenmäuse, und das ist die Wahrheit,“ flüsterte mir Mrs. Hopper zu, nachdem sie mich unter dem Tische mit dem Ellbogen angestoßen hatte; denn ich saß ihr zur Rechten.

„Well, Reichthum ist eine schöne Sache,“ fuhr sie dann mit lauter Stimme fort, nachdem sie sich ein wenig geräuspert und ihre grauen Locken aus der Stirn gestrichen hatte; „doch da es Gottes Ordnung ist, daß es auch arme Leute auf der Welt gebe, so sei sie mit ihrem Loose ganz zufrieden und murre nicht dagegen, ein Kosthaus halten zu müssen. Nur wünsche sie — wie sie mit einem Seufzer hinzusetzte, daß sie bald von ihrem schrecklichen Rheumatismus befreit werden möge, was hoffentlich keine Sünde sei.

Doch kaum hatte sie dies gesagt, als Mrs. Middleton das Wort ergriff und anfing, ihr alle Arten von Medicin und Hausmitteln zu verschreiben, bis jedermann aus dem Zimmer gelaufen war, und Mrs. Hopper sich in wahrer Todesangst auf ihrem Stuhle wälzte und laut zu ächzen anfing.

Glücklicher Weise wurde in diesem Augenblicke die Hausglocke gezogen. „Halb acht,“ bemerkte Mrs. Middleton ihre Uhr hervorziehend; „ich glaube, es ist der Knabe, der für seinen Ohrenschmaus kommt.“

„Das glaube ich auch,“ murmelte die Hauswirthin so unterwürfig, als sie nur konnte; und — — „der Kuckuck hole den verwünschten Schäferknaben!“ rief sie mit der ihr eigenen Heftigkeit, als Mrs. Middleton das Speisezimmer verlassen hatte.

Wir nannten ihn nämlich den Schäferknaben, weil dies der Titel des einzigen Stückes war, das Miß Angelina ihm jeden Abend auf dem alten, verstimmtten Piano vorspielte.

„Er ist ja noch ein völliger Knabe,“ pflegte Mrs. Mortimer Middleton mit ihrem kindlichsten Lächeln zu sagen, wenn jemand eine Bemerkung über seine Anhänglichkeit an Miß Angelina machte. „Es ist jammerschade, daß er so gar niemand hat, der für ihn sorgt; denn der arme Junge besitzt nicht weniger als drei Millionen an Kohlenminen im nördlichen Theile Pennsylvaniens. Nur weiß er nicht, wie er ein so großes Vermögen verwalten soll, und dies ist der Grund, warum er immer so verloren und verlassen aussieht und zu Fuß hierherkommt, anstatt sich einen Wagen anzuschaffen.“

An einem schönen Frühlingsabend jedoch mußte sich der arme „Schäferknabe“ ohne den gewohnten Kunstgenuß zum Heimwege bequemen; denn anstatt der Tochter war die Mutter in das Empfangszimmer gekommen, um dem Gaste die überraschende Mittheilung zu machen, daß die Ehre ihrer theuren Angelina ihr leider verbiete, seine Besuche noch ferner zu genehmigen, da die böse Welt bereits begonnen habe, sich darüber aufzuhalten.

„Ist sie nicht eine geschickte Diplomatin!“ bemerkte Mrs. Hopper eines Abends, nachdem diese sonderbare Geschichte rüchbar geworden war. „Sie wird den armen Simpel noch ganz gewiß zu einer Heirath mit ihrer Tochter treiben — einer Person, die mindestens doppelt so alt ist, als er, ganz abgesehen von ihrer Verrücktheit und Häßlichkeit.“

Als der „Knabe“ am folgenden Mittwoch wieder kam, wurde er weder von Mrs. Mortimer Middleton, noch von ihrer Tochter Angelina empfangen. Hierauf blieb er volle vierzehn Tage weg, dann kam er wieder, machte Miß Middleton einen Heirathsantrag, wurde angenommen, und Mrs. Mortimer gab dem schönen Paare ihren bereitwilligsten Segen — und zwar in der feierlichsten und würdevollsten Weise, die ihr zu Gebote stand.

Jedermann im Hause lachte und scherzte ob dieser eigenthümlichen Verlobungsgeschichte. Bald aber erhob sich ein Sturm der Entrüstung über das unverschämte Gebahren des Brautpaares, von welchem das gemeinsame Besuchszimmer förmlich monopolisirt wurde. Nicht daß sie mit unserer Hauswirthin ein besonderes Uebereinkommen getroffen hätten, allein Miß Middleton nahm so ungezogene und anmaßende Manieren an, wenn sich jemand im Laufe des Abends in den Parlor getraute, daß wir es endlich müde wurden und in offene Empörung ausbrachen.

„Wie froh und glücklich die lieben Täubchen sind!“ bemerkte Mrs. Middleton in ihrer milden sanften Weise, wenn ihr jemand zu dem unvorhergesehenen Glück ihrer Tochter gratulirte. „Er brauchte eben eine vertraute Person, um wegen seines enormen Vermögens nach dem Rechten zu sehen; und ich danke der Vorsehung, daß sie mich zu diesem Werk erkoren hat. Denn Angelina, wie Sie wissen, ist hier gar nicht in Betracht zu ziehen. Erst gestern, als ich darauf angespielt hatte, daß es nun Zeit sein dürfte, uns nach einem schönen Haus und dessen Einrichtung umzusehen, da wurde sie ganz ungeduldig und sagte, dies wäre alles meine Sache; und mein Schwiegersohn hat ihr völlig beigestimmt. Sie dürfen mir aber glauben, daß ich den besten Palast in der Ballnußstraße zu finden wissen werde!“

wieder kam, noch von ihm, er volle Miß Miß- und Mrs. gsten Segen a Weise, die

Allein die „lieben Täubchen“ benahmen sich nicht immer so sanft und friedfertig. Eines Tages kam Miß Angelina — ihren Verlobten nach sich zerrend — scheltend und schimpfend ins Haus gepolttert. „Geizhals, schmutziger Kerl und blinder Schuft,“ nannte sie ihn; denn er hatte sich geweigert, in dem Conditoreladen, in den sie ihn geschleppt hatte, die Rechnung für Gefrorenes zu bezahlen.

Dieser eigen- ob sich ein abahren des suchszimmer herer Haus- ätten, allein e Manieren den Parlor in offene

Ein andermal war Mrs. Middleton auf den jungen Mann fast ebenso ungehalten, da er die Würde eines Gentleman und ihres künftigen Schwiegersohnes dermaßen außer acht gelassen hatte, um den Kutscher, der zu einer Spazierfahrt in den Park bestellt worden war, mit „Herr“ und „bitte“ anzureden. —

sind!“ be- Weise, wenn rer Tochter Person, um en zu sehen; diesem Werk st hier gar ich darauf nach einem , da wurde eine Sache; mmt. Sie last in der

Bald darauf begann Mrs. Mortimer Middleton in gehobener Stimmung von den Vorbereitungen zur Hochzeit zu sprechen. Dieselbe sollte im kommenden Herbst nach ihrer Rückkehr von Saratoga stattfinden. Wir wurden alle zum voraus eingeladen, der Feier beizuwohnen und den Hochzeitsstaat der Braut in Augenschein zu nehmen, da derselbe jedenfalls prächtiger ausfallen würde, als irgend etwas, das wir bis dahin gesehen hatten.

Freilich präsentire sich ihr Schwiegersohn jetzt nicht so gut, als es ihm zukomme, doch sei dies nur wegen einer noch unausgetragenen Streitsache in betreff seiner Einkünfte, die er deßhalb noch nicht angreifen dürfe. Es wäre übrigens keine Gefahr vorhanden, daß er etwas verlieren würde, hatte sie doch mit ihren eigenen Augen die Urkunde gesehen, in welcher der Rechtsanwalt und Berather des Waisenknaaben dessen Gesamtvermögen auf drei Millionen und darüber schätze. Im Herbst würde sicherlich alles geschlichtet sein, und ihre Feinde und neidischen Freunde sich auf immer beschämt und gedemüthigt sehen.

Man hörte dann von allen Seiten, daß Mrs. Middleton ihre alten, längst fallen gelassenen Bekanntschaften jetzt mündlich oder schriftlich wieder anzuknüpfen suchte, um ihnen so bald als möglich die große Neuigkeit zu verkünden, welche glänzende Stellung sie künftig als Mutter eines dreifachen Millionärs in der großen Gesellschaft einnehmen würde.

Es war recht merkwürdig, daß eine so fromme Dame wie Mrs. Middleton, die Verfasserin des Buches von der „Demuth“ solch weltlichen Gefühlen und Gedanken Raum gab.

* * *

Während des Sommers hatte ich Mrs. Middleton und ihre Tochter gänzlich aus den Augen verloren. Ich war schon anfangs Juni aufs Land gegangen, und als ich im September wieder heim kam — wenn ein Boardinghaus überhaupt ein Heim genannt werden kann —, waren die beiden Damen beständig unterwegs, um die Aussteuer und den Hochzeitsstaat des lieblichen Bräutchens zu beschaffen.

Die Trauung sollte am ersten Donnerstag im October stattfinden. Es war jetzt eine alte Geschichte geworden, und niemand sprach mehr davon, ausgenommen, wenn der dreifache Millionär etwas gar zu Rohes oder Einfältiges bei Tisch gesagt hatte; denn er wurde jetzt häufig zum Mittag- oder Abendessen eingeladen.

Und welch einen mächtigen Appetit er entwickelte! Mrs. Middleton war in beständiger Anspannung, ihm Fleisch und Gemüse hinzureichen, oder sein unvorsichtiges Geschwätz ein bißchen zu überfirnissen. — Einmal machte er eine merkwürdige Anspielung auf jene Zeit, wo er in der achten Straße einen Zeitungsstand hielt; ein andermal sprach er von jenem „verwünschten Kerl“, der ihn um eine Schuld von lumpigen fünfzehn Thalern verklagt hatte.

Was sich die kluge Mrs. Middleton bei alledem gedacht

haben mochte, war uns ein vollkommenes Räthsel. Indessen hatte sie ja „die Urkunde“ mit ihren eigenen Augen gesehen, wie sie immer und immer wieder in Erinnerung brachte. Freilich wollte sie nicht leugnen, daß sich ihr „lieber Sohn“ eine Zeit lang in finanziellen Verlegenheiten befunden habe, da ihm seine Einkünfte durch einen gewissenlosen Vormund unterschlagen worden waren. Jetzt aber sei alles beigelegt, und die Hochzeit werde am kommenden Donnerstag stattfinden. —

Was für ein bewegtes Leben und Treiben nun im Hause begann, ist kaum zu beschreiben. An den letzten drei Tagen vor dem Feste schellte es fast ununterbrochen, und unzählige Pakete und Rechnungen wurden abgegeben; denn wie wir später erfuhren, hatte Mrs. Middleton keine einzige ihrer zahlreichen Bestellungen bezahlt, sondern alle Geschäftsleute auf ihren reichen Schwiegersohn vertröstet.

Sie hatte denselben in einem großen Boardinghause in der neunten Straße einquartirt und mancherlei Anordnungen zu seinen Gunsten treffen lassen. Er nahm dies jedoch so kühl und gleichgiltig hin, wie dies nur große Seelen und dreifache Millionäre vermögen.

Erst am Hochzeitstage sah ich den jungen Mann in auffallender Weise seine Farbe und Fassung verlieren, als er nämlich, im Begriff aus dem Speisezimmer zu treten, wo er ein Gabelfrühstück eingenommen hatte, auf eine lange, grobknochige Dame stieß, der das Dienstmädchen gerade die Vorkammer geöffnet hatte.

Mit einem halb erschrockenen und — wie mich dünkte — halb flehenden Blicke starrte der verblüffte Bräutigam die Erscheinung an. Die Dame aber ließ sich nicht herab, ihm einen Gegenblick oder ein Wort zu gönnen. Mit stolzer Haltung schritt sie an ihm vorbei dem Sopha zu, auf welchem

Mrs. Mortimer Middleton in einem schwarzen, mit Brüsteln Spitzen über und über bedeckten Sammtkleide Parade saß.

Beide Thüren waren weit geöffnet, und Hausflur und Treppen von Menschen angefüllt. Die Trauung sollte um elf Uhr in einer nahe gelegenen Kirche stattfinden, auf deren Thurmuhr es gerade drei Viertel schlug.

Die Dame, die ein großgeblühtes Umschlagetuch trug und offenbar nicht zu den geladenen Gästen gehörte, machte eine etwas impertinente Verbeugung gegen Mrs. Middleton, die vor Ueberraschung oder Unwillen ihren großen weißen Atlasfächer fallen ließ, mit dem sie eben noch in graziosester Weise gespielt hatte.

„Entschuldigen Sie die kleine Unterbrechung, Madame!“ begann die Fremde mit ironischer Freundlichkeit, während sie sich breitspurig vor dem Sopha aufpflanzte. „Die Kirche läuft Ihnen nicht davon. Sie können noch lange hinkommen, wenn Sie nur zuvor die Güte haben wollen, diese meine Pensionsrechnung für Ihren künftigen Schwiegersohn zu berichtigen.“

„Es ist — wie Sie sich erinnern werden — jetzt gerade vier Wochen, seit Sie ihn bei mir einquartirt haben — und zwar in meinem allerbesten Zimmer im ersten Stockwerke. Mrs. Mortimer Middleton, seine Schwiegermutter, werde nach der Hochzeit alles bezahlen, sagte er, als ich ihm meine erste Wochenrechnung präsentirte. Sie sei reich und gut und würde sicherlich alles aufbieten, ihm aus der Verlegenheit zu helfen, da sie sich ja so große Mühe gegeben habe, ihn zum Schwiegersohn zu bekommen. Da ich aber fürchtete, daß er sich gleich nach der Trauung auf die Hochzeitsreise begeben und in seinem ehelichen Glück dergleichen Kleinigkeiten vergessen würde, so erlaubte ich mir, hierherzukommen und Ihnen die Rechnung zu bringen: Fünfundsiebenzig Dollar, Madame!

mit Brüsteln
Parade saß.
Hausflur und
ng sollte un
en, auf deren
lagetuch trug
hörte, machte
. Middleton,
soßen weißen
i graziosester
Madame!“
während sie
„Die Kirche
e hinkommen,
diese meine
sohn zu be-
jezt gerade
ben — und
Stockwerke.
, werde nach
meine erste
it und würde
it zu helfen,
zum Schwie-
daß er sich
gegeben und
en vergessen
Ihnen die
Madame!

mit Einschluß der Waschtücher, die ich wöchentlich für ihn be-
richtet habe. Natürlich werden Sie an einer solchen Baga-
telle keinen Anstoß nehmen; Ihr prächtiges Sammtkleid hat
sicherlich das vierfache gekostet. Wenn Sie mir einen Blei-
stift geben wollen, werde ich sogleich die Quittung schreiben.“
Und nachdem sie Mrs. Middleton mit einem spöttischen Blick
vom Scheitel bis zur Fußspitze gemessen hatte, schritt sie
hochaufgerichtet dem Tische zu und that, als ob sie sich nach
einem Schreibzeug umsehe.

Mrs. Mortimer Middleton war vor Entrüstung und
Aerger grün und gelb geworden. Ich mußte mein Gesicht
abwenden, so peinlich war mir die gräßliche Demüthigung
der hochmüthigen Dame.

Der dreifache Millionär aber stand bleich und zitternd
in meiner Nähe und bemühte sich krampfhaft, an dem Kleider-
ständer einen Halt zu gewinnen.

„Mister Stubbs, kommen Sie sofort herein!“ rief Mrs.
Middleton mit wuthbebender Stimme.

Es war das erste Mal, daß ich den Bräutigam bei
seinem Familiennamen nennen hörte. —

In diesem Augenblicke wurde die Hausglocke mit äußer-
ster Stärke gezogen. Mr. Stubbs zitterte immer heftiger und
hielt sich immer krampfhafter an seinem Kleiderständer. Der
farbige Aufwärter brach sich nur mühsam Bahn durch die
dichtgedrängte Menschenmenge, öffnete die Straßenthüre, und
herein stürzte ein schwarzhaariger Herr in aufgeregtestem
Zustande.

Der Millionär wäre vor Schrecken fast in die Kniee
gesunken, als er des kleinen Mannes ansichtig wurde. Er
ließ den Kleiderständer fahren und suchte sich hinter den
Stöcken und Schirmen zu verschanzten.

Raum aber hatte der Ankömmling den zitternden

Bräutigam wahrgenommen, als er wüthend auf ihn zustürzte und ihn aus Leibeskraften hin- und herschüttelte.

„Vergeben Sie mir, mein Herr!“ stammelte Mr. Stubbs mit versagender Stimme, „und schweigen Sie doch nur noch auf eine halbe Stunde, nur — —“

„Keine halbe Minute mehr, Du abgefeymter Schurke!“ rief das Männchen, ihn aufs neue am Kragen fassend. „Du hast mich aufs schändlichste belogen und betrogen, doch sollst Du keine Früchte davon ernten, so lange mir ein Auge offen steht. Hast Du mir von dem großen Reichthum Deiner künftigen Schwiegermutter nicht Wunderdinge vorgeschwindelt, und daß Du mir aus der Morgengabe Deiner Braut fünfhundert Dollar in Gold auszahlen würdest, während Du nur zu gut gewußt hast, daß Mrs. Middleton außer ihrer ärmlischen Jahresrente keinen Cent besitzt!“

„Ich habe es nicht gewußt,“ stotterte der Unglückliche, gewiß ich habe es nicht gewußt. Ich glaubte ja selbst, daß Miß Middleton eine reiche Erbin sei, und wer weiß, Herr, ob Sie sich nicht dennoch irren.“

„Ganz und gar nicht, Schuft! es ist die Wahrheit; habe ich doch volle vierzehn Tage an allen Ecken und Enden nachgeforscht. Und was ich bisher nur flüstern hörte, ist mir diesen Morgen von der Tante der Dame auf der „Weißen Farm“ bestätigt worden. Jenes Weib,“ fuhr er mit gesteigerter Heftigkeit fort, indem er mit verächtlicher Geberde auf Mrs. Middleton zeigte, die mit geisterbleichem Gesicht und weitgeöffneten Augen unter der Vorsaalthür erschienen war, „jenes Weib besitzt keinen einzigen Baum noch Ziegel, geschweige denn einen ganzen Park und ein Landhaus, wie Du mir eingeredet hast.“

„Was soll dieser häßliche Lärm bedeuten?“ fragte Mrs. Mortimer Middleton mit wiedergewonnener Selbstbeherrschung,

ihn zustürzte indem sie ihre Schultern in die Höhe zog und hochmüthig auf den kleinen aufgeregten Herrn herabblickte.

Mr. Stubbs „Es bedeutet,“ rief der Fremde mit krähender Stimme und giftigem Blicke, „daß dieser junge Galgenstrick mich überredet hat, ihm eine Urkunde über ein Eigenthum von drei Millionen auszustellen, wofür er mir aus der Mitgift seiner Braut acht Tage nach der Hochzeit fünfhundert Dollar bezahlen wollte.“

„Wirklich? Das ist ja ein famoser Handel!“ entgegnete Mrs. Middleton mit schneidendem Hohn. Und sich zu dem schwarzen Diener wendend fuhr sie fort: „Cato, geh sogleich nach einem Polizeidiener! Die ganze Gesellschaft hat dieses Mannes Geständniß vernommen und soll mir in dieser Fälschungsgeschichte Zeugen stehen.“

„Zum Teufel mit Ihrer Unverschämtheit!“ rief der Kleine sich auf den Zehen aufrichtend und der Dame die dichtgeballte Faust vor die Nase haltend. „Sie werden sich doch nicht einbilden, daß Sie einen alten, ausgelernten Fuchs von Advokaten fangen können? Haben Sie sich denn nicht schon lächerlich genug gemacht, ohne daß diese Geschichte vor Gericht zu kommen braucht? Es ist also besser, Sie überlegen sichs noch ein bischen, ehe Sie sich in meine Angelegenheit mit Ihrem schuftigen Schwiegersohne mischen.“

„Schwiegersohn? Ha, ha, ha!“ rief die Dame in ein hysterisches Gelächter ausbrechend. „Glauben Sie etwa, daß wir noch einen Bettler in der Familie brauchen?“

Indem sie dieses sagte, entstand eine große Bewegung unter den auf der Treppe aufgepflanzten Leuten, die mit halbhunterdrückten Ausrufen von „Ach!“ und „Weh!“ auseinander wichen.

Denn wie eine Wetterwolke war Miß Angelina im weißen, mit Orangenblüthen bestreuten Atlaskleide herab ge-

fahren, indem sie den Einen mit dem Ellbogen zur Seite stieß und den Andern kräftig auf die Hüneraugen trat.

Sie hatte den letzten Theil des Vorganges von oben angehört und das Ganze mit einem einzigen verständnißvollen Blick begriffen.

Wie eine Hyäne warf sie sich jetzt auf ihren Bräutigam, erfaßte ihn von hinten an beiden Schultern, und ehe er ein Wort oder einen Schrei äußern konnte, hatte sie ihn den Corridor entlang gestoßen und die Vortreppe hinab geworfen. Dann versetzte sie ihm einen solch schweren Schlag in die Augen, daß er winselnd und ächzend in den Graben — hart vor die Füße des verblüfften Kutschers rollte, der das Brautpaar zur Kirche führen sollte.

In dem nämlichen Augenblick trat hinter der Kutsche ein junger Neger hervor. „Gerechter Himmel, mein künftiger Gebieter!“ rief er dem armen Knaben zu Hülfe eilend und ihn vom Boden aufhebend.

„Wer bist denn Du?“ stammelte der Millionär in Verwirrung und Bestürzung.

„Wie! kennen Sie mich denn nicht mehr? — Ich bin ja Ihr künftiger Leibkammerdiener! Mrs. Mortimer Middleton hat mich per Telegramm von Saratoga herberufen, wo ich Ihnen und den Damen im letzten Sommer aufgewartet habe.“

„O weh! o weh!“ rief der verzweifelte Bräutigam, indem er sich laut weinend die Hände vors Gesicht schlug.

„Mein theurer Herr! Was fehlt Ihnen denn? Was ist vorgefallen?“ fragte der Ankömmling mit mitleidsvoller Stimme.

„Ich bin verloren!“ schluchzte der „Schäferknabe“, „verloren, entehrt und mißhandelt! Gehe heim nach Saratoga, mein armer Freund! und je früher, desto besser. Denn ich

brauche

tionen

„G

während

Schimm

andern

„W

neue u

treppe

In

zeitsgä

sich ohn

Geflüste

Zu

hochzeitl

Dh

oder sein

die Dar

scher tri

brausen

Da

der Hau

unterstü

ein klein

auf ein

Er

sein, do

am me

Da

und mit

trachtete

brauche so wenig einen Leibkammerdiener, als ich drei Millionen habe."

"Gott stehe mir bei!" rief der Kellner aus Saratoga, während sein schwarzes Gesicht sich mit einem grünlichen Schimmer überzog. "Meine Stelle ist ja schon durch einen andern besetzt, da Mrs. Middleton — —"

"Ach Gott! Ach Gott!" schluchzte der Bräutigam auf's neue und ließ sich wie gebrochen auf die Kante der Stein-
treppe nieder. —

Inzwischen hatten sich einige der Zuschauer und Hochzeitsgäste von Mrs. Middleton verabschiedet; andere hatten sich ohne Gruß entfernt und verschwanden unter halbblauem Geflüster hinter den Kutschen und Häuserecken.

Zuletzt kam auch die stolze Mrs. Middleton und ihre hochzeitlich geschmückte Tochter.

Ohne sich umzusehen und ohne den vorgeblichen Millionär oder seinen Leibkammerdiener eines Blickes zu würdigen, stiegen die Damen in den bereit stehenden Brautwagen. Der Kutscher trieb die Pferde an, und das Gefährte rollte mit Sturmesbrausen die Wallnußstraße hinab.

Dann erschien Cato, der Diener unserer Wirthin, unter der Hausthür und führte — von dem Kellner aus Saratoga unterstützt — den Exbräutigam die Stufen hinauf und in ein kleines Hinterzimmer, wo sie ihn mitleidig und sorgfältig auf ein Sopha niederlegten.

Er schien vollständig zerschmettert und zerschlagen zu sein, doch war es zweifelhaft, ob sein Herz oder seine Glieder am meisten Schaden genommen hatten.

Dann kam auch Mrs. Hopper aus der Küche hervor und mit einem halb mitleidigen, halb spöttischen Blicke betrachtete sie den „Millionär“. Zu viel hatte sie von der

Annahmung und Herrschsucht dieser Leute gelitten, um über ihre Demüthigung keine Schadenfreude zu empfinden.

„Sind Sie es, Mrs. Hopper?“ sagte kleinlaut Mr. Stubbs, indem er sich die Augen wischte. „O daß ich zuvorn gewußt hätte, was für ein teuflisches Weib die Miß Middleton ist!“

„Ja, das wünsche ich auch!“ erwiderte Mrs. Hopper mit humorvollem Lächeln. „Sie ist für einen Kobold zu schlecht, geschweige für einen Menschen, auch wenn er blind und taub und hinkend wäre. Wie konnten Sie sich nur einfallen lassen, ihr einen Heirathsantrag zu machen?“

„Ich habe sie für reich und gut gehalten,“ murmelte der Knabe, indem er sich ein bißchen aufrichtete und auf den Ellbogen stützte; „und — und — —“ setzte er erröthend hinzu, „ich glaubte auch, daß sie mich genug liebe, um nach der Hochzeit meine Schulden zu bezahlen, wenn sie meine Armuth erführe.“

„Da haben Sie sich eben getäuscht, wie Sie sehen,“ entgegnete die Hauswirthin und strich mit der flachen Hand über seinen beschmutzten und zerdrückten Hochzeitsrock. „Der ist auch noch nicht bezahlt,“ bemerkte sie dann, indem sie sich schwerfällig auf einen Sessel niederließ.

„Nein, er ist noch nicht bezahlt. Aber sagen Sie mir einmal aufrichtig, Mrs. Hopper, wird Miß Middleton nicht allgemein für ein schönes und gutes Mädchen gehalten?“

„Heiliger Himmel!“ rief Mrs. Hopper, die Hände zusammenschlagend; „Sie haben sie doch wahrhaftig lange genug gekannt, um nicht im geringsten daran zweifeln zu dürfen, daß sie das schlechteste Geschöpf auf Gottes Erdboden ist, das jemals eine arme Kostwirthin gepeinigt hat!“

„Ja, sehen Sie, Mrs. Hopper, ich habe eben den Unterschied nicht gewußt, da ich blöde Augen habe und auch nie ein anderes junges Mädchen kennen lernte, das sich um mich gekümmert hat.“

„Junges Mädchen? Sie ist ja mindestens vierzig Jahre alt!“ rief die alte Dame in fast jauchzendem Tone.

„Dann hätte sie mir auch vergeben können. Ich fürchte, sie wird niemals wieder einen Heirathsantrag bekommen.“

„Und würde niemals einen bekommen haben, wenn Sie nicht so thöricht gewesen wären, sich jeden Mittwoch abend von ihr den Schäferknaben vorspielen zu lassen. Sie brauchen sich übrigens nicht zu grämen. Sie haben nicht nur nichts verloren, sondern können noch von Glück sagen, daß Sie diesem Fegefeuer für immer entronnen sind.“

„Wo aber werde ich diese Nacht ein Unterkommen finden?“ rief der Bräutigam sich plötzlich auf seine Lage besinnend.

„Sie können ja hier bleiben und bei Cato schlafen! Mrs. Middleton wird sich heute schwerlich mehr blicken lassen, und morgen — —“

„Ich möchte doch lieber gleich gehen,“ stotterte der junge Mann mit einem Rest von Scham- und Ehrgefühl, indem er sich schwankehend vom Sopha erhob.

„Ganz nach Ihrem Belieben,“ versetzte lächelnd Mrs. Hopper und rief dann ihren farbigen Aufwärter, um den jungen Millionär die Vortreppe hinunter zu geleiten. —

So endete das tragikomische Drama unseres Boardinghauses, und erst ein ganzes Jahr später begegnete ich Mrs. Middleton und ihrer Tochter einmal auf der Straße, ohne daß eine der beiden mich zu erkennen schien.

Ich wußte dies zu würdigen und ging stillschweigend vorüber — nur zu froh, daß die holdselige Angelina mir

keine Gesichter schnitt und ihre erhabene Mutter auf die andere Seite blickte.

Ich weiß nicht, was seither aus den Damen geworden ist, und wer die Aussteuer der verunglückten Braut bezahlt hat.



gesch
verl

Stin
Bef

hab
spä
wer

Ei

in
ge
in
M
leg
L

lutter auf die
nen geworden
Braut bezahlt

Ein Abenteuer im Postwagen.

Nur noch einen Augenblick, Postillion! Geschwind, geschwind! wo ist der Conducteur? Ich habe keine Zeit zu verlieren.“

„Hier, mein Fräulein!“ entgegnete eine wohlthönende Stimme aus dem Innern des Wagens. „Was steht zu Befehl?“

„Ach, da will der Postillion schon abfahren, und ich habe noch keine Karte. Der Zug hat über eine Stunde Verspätung gehabt. Bitte, nur noch eine Minute Geduld. Ich werde sogleich an den Schalter gehen.“

„Ist nicht nöthig, Fräulein! Kommen Sie nur herein! Sie können ja bei der nächsten Station noch nachbezahlen.“

Mit freundlichem Dank stieg das Mädchen in den Wagen, in dem sie in der Dunkelheit nur einen einzigen Passagier gewahrte. Es mochte ihr etwas beklommen zu Muthe sein, in der tiefen Mitternacht so ganz allein mit einem unbekanntem Mann zu fahren. Aber Karoline war nicht so leicht in Verlegenheit zu bringen; sie hatte sich schon in bedenklicheren Lagen zurecht gefunden. Der Herr schien auch ganz manierlich

zu sein, und schon der Ton seiner Stimme war Zutrauen erweckend. Dessenungeachtet wollte sich das Mädchen in kein Gespräch einlassen. Von der Reise ermüdet lehnte sie sich in die weichen Polster des Wagens zurück und schloß die Augen.

Eine halbe Stunde mochte bereits verflossen sein, als die Schlummernde durch ein lautes Peitschenknallen aufgeschreckt wurde. Durch die trübangelautenen Fenster nahm sie einige Bauernhäuser wahr. Sie erkannte die Poststation N.

„Kann ich mir jetzt ein Billet lösen?“ fragte Karoline mit raschem Besinnen.

„Es ist kein Licht im Schwanenwirthshause,“ entgegnete ihr Reisegefährte, „ein Zeichen, daß keine Passagiere da sind, weshalb wir auch gar nicht anhalten werden. Ueberdies brauchen Sie sich in keinem Falle Mühe zu machen: Sie können ja die Taxe an mich entrichten.“

„Ganz nach Belieben,“ versetzte das Mädchen, zog ihre Börse aus der Tasche und bat um die Angabe des Betrages.

„Lassen Sie das nur gut sein,“ warf der Fremde in schalkhaftem Tone ein; „ich gebe mich mit einem Ruß zufrieden.“

„Da zahle ich noch lieber das Doppelte,“ erwiderte sie lachend. „Ich pflege mit Küßen gar nicht freigebig zu sein. Nehmen Sie nur gleich das Geld, oder ich lasse es auf den Boden fallen, und Sie müssen es dann morgen früh aus dem Stroh auflesen.“

„Hu, wie böse Sie sein können! Junge Mädchen sollten gar nicht so spröde sein.“

„Und wer sagt Ihnen, daß ich ein junges Mädchen bin? Ich könnte ja eben so gut auch eine alte Jungfer oder eine Frau sein.“

war Zutrauen
Mädchen in kein
lehnte sie sich
und schloß die
sein, als
aufgeschreckt
um sie einige
von N.
gte Karoline
" entgegnete
iere da sind,
Ueberdies
achen: Sie
en, zog ihre
es Betrages.
Fremde in
m Ruß zu-
erwiderte sie
big zu sein.
es auf den
h aus dem
ochen sollten
s Mädchen
ngfer oder

„Allerdings! Aber schöne Frauen sollten noch viel weniger spröde sein.“

„Wirklich? Wer sagt Ihnen denn, daß ich schön bin? Sie haben mich ja noch gar nicht bei Licht betrachtet!“

Jetzt kam der Mann in offenbare Verlegenheit. Auf solche Schlagfertigkeit war er nicht gefaßt gewesen und brachte denn auch nichts weiter hervor als einige unklare Redensarten, die so viel sagen sollten, daß er in diesem Punkte eine starke innere Hellsicht hätte.

„Da sieht man einmal wieder,“ nahm das Mädchen in halb ernst-, halb scherzhaftem Tone das Wort wieder auf, „wie groß sich die Männer unsere Eitelkeit vorstellen. Ich könnte jetzt die häßlichste oder die schönste meines Geschlechtes sein, und Sie hätten das gleiche fade Compliment für mich.“

„Sie scheinen eine merkwürdige Ausnahme Ihres Geschlechtes zu sein.“

„Schon wieder ein Compliment? Wenn Sie nichts Vernünftigeres zu sprechen wissen, werde ich gleich wieder einschlafen.“

„Ans Himmels willen nein! So schrecklich werden Sie mich nicht strafen wollen! Ich möchte noch sehr viel mit Ihnen sprechen, bitte jedoch zuvor um die Erlaubniß, mir eine Cigarre anzuzünden zu dürfen.“

„Gewiß! Doch nur unter der Bedingung, daß Sie keine Complimente mehr machen.“

„Und etwas Vernünftiges sprechen — — Gut, gut, ich will es versuchen, so sehr ich den Erfolg bezweifle; denn Ihnen gegenüber dürfte auch eine stärkere Vernunft als die meinige zum Wanken kommen.“

„Mein Herr — —“

„Also wieder etwas Unvernünftiges? Ich muß es einmal in einer andern Tonart probiren. Darf ich wissen,

wie lange ich noch das Vergnügen Ihrer Gegenwart habe werde?"

"Ich steige im zweitnächsten Dorfe aus."

"Und Sie wohnen daselbst?"

"Ich bin ein Landmädchen."

"Sie ein Landmädchen? Das ist jammerschade! Sie würden viel besser in eine Stadt passen."

"Das am allerwenigsten. Ich bin ein offenes, gerades Wesen und hasse nichts mehr, als die nichts-sagenden Redensarten der Stadtleute. „I sag's halt, wie i 's denf'; i halt' nig hinnerm Weg. I sag' mei Lebtag net: O Gott, wie freut mi 's, Enne z' sehe, wenn i d' Leit zum Deifel wünsch. — I druck' ene net d' Hand un sag' ene schöni Sache, wenn i 's net so meine dhü, —" u. Dies mein aufrichtiges Glaubensbekenntniß."

"Sie ein Landmädchen? Ich glaube, daß Sie mich zum besten halten. Doch nein, es wäre unrecht, an der Wahrheit Ihrer Worte zu zweifeln, da Sie der Wahrheit ein so begeistertes Loblied singen. Aber wenn Sie auf dem Dorfe wohnen, so sind Sie eine verzauberte Prinzessin und müssen um jeden Preis erlöst werden."

"Da darf einen aber das Warten nicht verdrießen. Das Ritterthum hat sich in den Schlafrock und in die Pelzmüge verkrochen, und es ist so kalt auf unserer Hochebene, daß man sich leicht den Schnupfen holen könnte. Nein, das wäre zu unbequem! Sie haben sich in den Zeiten vollkommen verrechnet."

"Und wenn ich das nun nicht hätte!" versetzte der Fremde mit ungewöhnlichem Ernste. „Was gilt's, es giebt auch heute noch Ritter, die eine schöne Prinzessin allen Hindernissen zum Troze zu befreien wissen!"

„Es ist ganz natürlich, daß Sie Ihr Geschlecht zu vertheidigen suchen; Sie wissen wohl, daß ich es auf keine Probe antommen lasse.“

„Und wenn ich nun selbst dieser Ritter wäre?“

„Dann würde ich mich wundern, daß der moderne Don Quixote anstatt seines Esels den Eilwagen benützt.“

„Seltsames Mädchen! Ihr Scherz ist grausam.“

„Ganz so, wie Sie es verdienen.“

„Wenn ich Ihnen aber im Ernste sage, daß ich Sie liebe, daß ich ohne Sie nicht weiter reisen, daß ich Sie um jeden Preis aus einer Umgebung herausreißen werde, für die Sie nicht geschaffen sind?“

„Dann müßte ich Ihnen in noch größerem Ernste sagen, daß Sie im Begriff sind, eine große Thorheit zu begehen. Wenn mir meine Lage nicht zusagen würde, so fände ich schon selbst die Kraft, mich daraus zu befreien.“

„Allein ich liebe Sie! Gewiß, ich liebe Sie!“

„So? Das ist ja merkwürdig. Und seit wann, wofern ich fragen darf? Denn so viel ich weiß, sprechen wir uns heute zum ersten Mal.“

„O, ich errathe, was Sie sagen wollen! Aber kennen Sie das Sprüchwort nicht: Um sich kennen zu lernen, bedarf es zehn Minuten, oder zehn Jahre. Und ich kenne Sie nun schon mehr als zehn Minuten und — kurz, ich liebe Sie!“

„Ohne mich gesehen zu haben? Wahrhaftig, mein Herr! Ihr Vertrauen auf meine Leichtgläubigkeit ist bewundernswürdig. Und wenn ich nun so häßlich wäre, wie jene Dame mit dem Todtenkopf?“

„Daß dies nicht der Fall ist, weiß ich bestimmt; doch ist es — ja nicht Ihr Gesicht, in welches ich mich verliebt habe, sondern in Ihre Denkungsart.“

„Was wissen Sie von meiner Denkungsart? Sie werden doch nicht glauben, daß ich mich derselben als Conversationsmünze bediene?“

„Nein, Ihre Unzugänglichkeit ist wirklich zum Rasendwerden! Allein je spitzer die Dornen sind, mit denen sich die Rose umgiebt, um so mehr ist sie der Mühe des Pflückens werth.“

„Röslein wehrte sich und stach,

Half ihm — dem bösen Knaben nämlich — doch kein Weh und Ach —

Mußt es eben leiden.“

Doch trösteten Sie sich, mein Herr, es giebt auch Schleenhecken, die um so dorniger und unzugänglicher sind, je weniger sie beachtet werden.“

„Ich lasse es auf den Versuch ankommen. Uebermorgen um zwei Uhr werde ich auf der Rückreise an Ihrem Hause vorüber fahren, und ein Röslein am Fensterbrett soll mir das Zeichen sein, daß Sie mir erlauben, mich bei Ihnen einzuführen. Aber da ist mir soeben die Cigarre ausgegangen,“ fuhr der Herr mit scheinbarer Unbefangenheit fort, während er ein Streichholz aus der Tasche nahm und rasch anzündete. Das Mädchen, das auch sogleich die Absicht merkte, verbarg sein Gesicht mit beiden Händen, doch so, daß es ein bischen durch die Finger sehen konnte. Ohne selbst gesehen zu werden, vermochte sie ihr Gegenüber bequem zu betrachten. Sie hatte ja längst schon errathen, daß ihr Mitreisender nicht der Conductor war, für den er sich ausgegeben hatte. Er war ein Mann im Anfange der Dreißig. Unter der wohlgebildeten Stirne leuchteten ein paar klare blaue Augen, und der braune Vollbart stand gut zu der frischen blühenden Gesichtsfarbe. Die Kleidung des Fremden war gewähst — beinahe

elegant. Er gehörte unverkennbar zu den gebildeten Gesellschaftskreisen.

„Aber warum haben Sie denn Ihre Cigarre nicht angezündet?“ fragte Karoline darauf in neckischem Tone. „Glauben Sie vielleicht, ein Zündholz brenne so lang wie eine Pechfackel?“

„Sie thun wohl daran, mich auch noch zu verspotten, nachdem Sie mir so hartnäckig Ihren Unblick weigerten.“

„Ei, das ist ja Nebensache! Sie verliebten sich ja in meine Denkungsart. Doch genug des Scherzes. Ich bin an meinem Bestimmungsort. Würden Sie wohl die Güte haben, mir herauszuhelfen, Herr — — Herr Conducateur!“

„Diese Ironie des Schicksals! Wenn das Glück Abschied von mir nimmt, muß ich ihm noch eigenhändig die Thüre öffnen. Aber ich komme wieder, und die Rose an Ihrem Fenster soll mir Bürge sein, daß ich etwas zu hoffen habe. Darf ich Sie um Angabe Ihrer Wohnung bitten?“

„Das überlasse ich Ihrem Scharfsinn. Sie haben ja eine so merkwürdige innere Hellsicht!“

Mittlerweile hatte der Postillion den Schlag geöffnet, und der Fremde stieg aus, um dem Mädchen behilflich zu sein. Sie lehnte sich indessen nur leicht auf seinen Arm, während sie sich mit einem behenden Sprunge herabschwang. Der Conducateur aber, der gleichzeitig aus dem vorderen Coupé gestiegen war, trat heran und ersuchte die „Herrschaften“ um ihre Fahrscheine.

„Das Fräulein hat mir das Billet schon gegeben,“ sagte der fremde Herr zuvorkommend, während er dem Schaffner ein Geldstück in die Hand zu drücken suchte.

„Nein, Herr Conducateur,“ entgegnete das Mädchen abwehrend, „ich habe bei meinem Einsteigen in M. keine Zeit

mehr gehabt, mir ein Billet zu lösen. Hier ist das Geld! Es thut mir leid, Sie nicht vor meinem Einsteigen gesprochen zu haben.“

„Ah, Sie sind es, Fräulein Weber! — Gute Nacht — oder besser, guten Morgen! denn es ist schon über Mitternacht.“

„Ungeachtet, daß es gerade auch der sein muß!“ dachte das Mädchen. „Das heißt meinem Ritter die Aufgabe auch gar zu leicht machen. — Ob er wohl wieder kommen wird? — Ach Unsinn! Als ob er sonst nichts mehr zu thun hätte!“ Und sie wünschte dem Unbekannten eine glückliche Reise und verschwand in der Morgendämmerung.

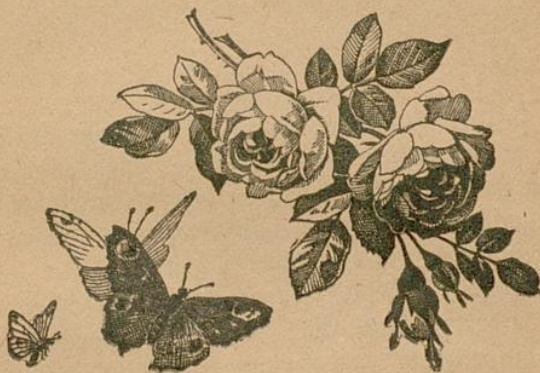
„Die Tochter des hiesigen Rathschreibers,“ erwiderte der Schaffner auf die Frage des Fremden. „Ein prächtiges Mädchen, nur etwas stolz. Ich fahre schon seit einem Jahr an ihrem Haus vorüber. — Wie alt? — Ich denke so achtzehn bis zwanzig. Sie wird wohl auch schon einen Liebsten haben.“

Als der Fremde darauf an dem bezeichneten Tage am Hause seiner Reisegefährtin vorbeifuhr, stand ein Topf mit Klatschrosen am Fensterbrett der Bohnstube und dahinter die fünfzigjährige Magd des Hauses im Sonntagsstaate. Er merkte, daß er gefoppt wurde, und mußte sich's eingestehen, daß er es verdient hatte. „Sie wird wohl schon einen Liebsten haben,“ dachte er im Weiterfahren, und eine eigenthümliche Herzbeklemmung übermannte ihn bei dem Gedanken, daß er das geistesfrische Mädchen vielleicht niemals wieder sehen würde. —

„Wie vornehm und edel er aussieht,“ dachte Karoline Weber, als sie von ihrem Versteck im Giebelstübchen ihren Reisegefährten vorüberfahren sah. „Sollte er am Ende doch keinen Scherz gemeint haben?“

Nach
als ob et
was auch
eine viel
„Was th
„es muß

Nachdenkend blickte sie durchs Fenster, und es schien, als ob etwas wie eine Thräne in ihrem Auge zitterte. Doch was auch Trübes durch ihre Seele gehen mochte, sie war eine viel zu gesunde Natur, um dergleichen nachzuhängen. „Was thut's," sagte sie am Abend zu ihrem Lieblingsbruder, „es muß ja nicht jede Geschichte mit einer Heirath endigen!"



Schwester Hildegund.

Ihr habt ja gar vornehmen Besuch gehabt, Kathrinense,“ sagte ich, indem ich mein mitgebrachtes Strickzeug zu entwirren suchte. Ich war nämlich auf der zu ihrem Stübchen emporführenden Treppe zwei Frauen in Nonnentracht — einer jüngeren und einer älteren begegnet.

„Vornehmer Besuch?“ entgegnete sie nachdenklich; „Du kannst recht haben, Kind! Eine Braut des Himmels ist immer vornehm, in welchem Stand sie auch geboren und aufgewachsen sein mag. — Doch hast Du sie wirklich nicht mehr erkannt, Schulmeisters Pauline?“

„Welches Schulmeisters?“ fragte ich verwundert.

„Ei freilich,“ versetzte sie dann, indem sie einen großen Eichenkloß in den Ofen schob und darauf wieder zu ihrem Spinnrad humpelte, „sie kann Dir so wenig gedenken, als ihr Vater, der auch schon lange in der Erde modert.“

„O doch,“ entgegnete ich, „die Tochter des alten Schulmeisters kann ich mir noch etwas vorstellen; denn solch goldgelbe Haare und himmelblaue Augen sieht man nicht oft an

schon erwachsenen Menschen. Welche der Konnen war es aber? Doch jedenfalls die ältere?"

"Gewiß, sie ist ja schon an die zehn Jahre eingekleidet und schon damals kein junges Mädchen mehr gewesen. — Hm, hm! Wie doch die Jahre vergehen, man weiß nicht wie, und wie Menschenchicksal sich gestaltet, man weiß nicht warum! Und doch, wer der Welt entsagt hat, ist vor manchem Sturm gefeit, in welchem so viel andere Leute Schiffbruch leiden. Pauline — oder Schwester Hildegund, wie sie jetzt geheißt wird — hat einst einen jungen Mann in Noth und Tod getrieben — und doch, wenn sie seine Frau geworden wäre, würden sie sich vielleicht schon längst die Augen ausgekratzt haben; denn mit dem Fluch der Eltern zum Altare treten, hat noch keinem Menschen Segen gebracht. Das bischen Schönheit ist gleich verwelkt, was aber bleibt, ist die Noth und die Reue — eine Hölle auf Erden, wenns auch keine andere geben sollte. Einst freilich habe auch ich Paulinen wegen ihres Verhaltens schwer getadelt; jetzt aber, wo ich in meinem Leibgedingstübchen über so manches nachzudenken Zeit gehabt habe, will es mich bedünken, daß Schwester Hildegund doch vielleicht das bessere erwählt hat. — Es thut mir nur leid, daß dies, wie sie sagt, ihr letzter Besuch in der alten Heimath gewesen ist; denn sie hat seiner Zeit, als meine Ida noch ein junges Mädchen war, viel Ein- und Ausgang in unserem Hause gehabt — —"

"Und einen jungen Mann hat sie in den Tod getrieben?" unterbrach ich die Base mit lebhafter Ungeduld.

"Se nun, wie man's nehmen will," entgegnete die Greisin einlenkend; „wer sein ganzes Lebensglück auf einen Zufall setzt — und was hängt mehr vom Zufall ab, als Liebe und Gegentliebe — ist eben von keiner starken Charakterbeschaffenheit. Der Konrad Eichler schlug in vielem seiner Mutter

nach, die bei einem kränklichen Körper von melancholischer Gemüthsart war — und das Schicksal that das seinige hinzu, indem es zwei Leute verschiedenen Glaubens Gefallen an einander finden ließ. Vielleicht auch hatte der alte Schulmeister noch andere Gründe, daß er den Konrad nicht zum Schwiegerjohn haben wollte; denn wer vermag den Leuten ins Herz zu sehen, zumal wenn sie so stolzen und verschlossenen Wesens sind, wie Paulinens Vater es an sich hatte. Möglicher Weise würde sich alles anders gestaltet haben, wenn der Konrad sich nur hätte gedulden wollen; doch ist er blindlings in sein Unglück gerannt. Aus Liebe, wie sie sagten; aber was ist das auch für eine Liebe, die keinen Widerspruch ertragen und nicht abwarten kann! — Denn wenn der Konrad heute noch leben, und der Pauline zum ersten Mal begegnen würde, wer weiß, ob er auch nur einen Blick für ihr blaßes Gesicht und ihre grauen Haare hätte!“

Wir schauderte ob solcher Lebensweisheit, denn noch glaubte ich glühend an ewige Liebe und Treue; stand ich doch selber noch in meines Lebens Blüthentagen und nicht im Schnee des Alters, wie die Kathrinenbäse.

Doch hütete ich mich des Widerspruchs, um die Greisin bei ihrer mittheilsamen Stimmung zu erhalten; denn es drängte mich, noch mehr über Schwester Hildegund zu vernahmen.

„Ja, was ist da viel zu erzählen,“ erklärte kopfschüttelnd die Bäse, indem sie den Flachs an ihrem Rocken etwas tiefer band. „Pauline war nicht wie andere Mädchen, welche der Neckereien über ihre Liebsten nie genug hören können, auch wenn sie sich noch so entrüstet stellen. Sie war gerade so stolz und verschlossen, wie ihr Vater, daß man sich wundern mußte, wie der Konrad sich überhaupt nur an sie heran

traue
noch a
pfllegt

wies
zumal
nach
Händ

gegan
ein S
schön
reich.
durch
jedem
den

sprö
er se
gera
wan
ihn
betr
Zäh
verf

daß
nur
hätt

trauen konnte. Doch freilich hatte ihre Schönheit es auch noch andern angethan, so schnell dergleichen auch zu verblühen pflegt:

Wie ein Blümlein auf dem Feld:

Kommt ein Reiflein über Nacht,

Nimmt dem Blümlein seine Pracht' —

wies im Liede heißt. Doch junge Leute denken nicht so weit, zumal der Konrad, der als einziges Kind gewohnt war, alle nach seiner Pfeife tanzen zu sehen, nach allem begehrt die Hände auszustrecken.

„Lange, ich glaub's, ist die Pauline ihm aus dem Wege gegangen, doch einmal empfindet eben jeder Mensch, daß er ein Herz hat; und der Konrad war kein unebener Bursche — schön gewachsen, verständig und manierlich und vor allem — reich. Und wenn Pauline auch kein Mädchen war, das sich durch Geld und Gut bethören ließ, so schmeichelte es doch in jedem Falle ihrer Eitelkeit, die reicheren Mädchen, die auf den Konrad spannten, bei ihm ausgestochen zu haben.

„Vielleicht auch ist sie ihm gegenüber nicht ganz so spröde gewesen, wie sie uns vorgekommen ist; denn wie hätte er sonst so Knall und Fall auf den unglückseligen Gedanken gerathen sollen, so mir nichts, dir nichts nach Amerika auszuwandern zu wollen. — Freilich hatte ihr Vater gedroht, auf ihn zu schießen, wosfern er sich noch einmal auf seiner Hoffert betreten ließe, und so mag die Angst um sein Leben oder den Zähzorn ihres Vaters sie verleitet haben, so viel mehr zu versprechen, als sie nachher halten konnte. —

„Der Konrad wenigstens war der festesten Zuversicht, daß ihm die Pauline bald nachfolgen würde, wosfern er selbst nur einmal drüben wäre und sich eine Existenz gegründet hätte. Der Schulmeister habe ja noch eine andere Tochter

und werde sicherlich bald von seinem Eigensinne lassen, wenn ihm keine Gelegenheit mehr zu Reibungen geboten wäre.

„Die Jugend glaubt halt alles, was sie wünscht und hofft, und so schlug der Konrad alle Bitten und Warnungen seiner Eltern und Freunde in den Wind und machte sich in aller Eile reisefertig.

„Bei meiner Ida, die dazumal Paulinens beste Freundin war, wollten die beiden Liebesleute noch einmal zusammen treffen und von einander Abschied nehmen. — Der Konrad war schon lange vor der Zeit gekommen und hatte unten in der Wirthsstube den ganzen Nachmittag die Dorfgasse hinab gesehen; wer sich aber mit keinem Auge blicken ließ, war natürlich die Pauline.“

„Natürlich? wie meint Ihr das, Kathrinenbase!“ warf ich entrüstet dazwischen.

„Nun, jedenfalls hatte ihr Vater sie an jenem Tage noch mehr als zuvor im Auge behalten und sie am Ende gar hinter Schloß und Riegel gesetzt. Der Konrad wenigstens wollte sich dieses nicht ausreden lassen, und wir hatten nur an ihm zu halten, daß er keinen Gewaltstreich ausführte.

„Raum aber war es dunkel geworden, als er sich nach dem Schulhause aufmachte, um sich auf die Lauer zu legen; doch konnte er Pauline mit keinem Aug' entdecken, so lang er auch an Mauern und Fenstern hinausspähen mochte.

„Es war herzbrechend, wie er schluchzte, als er uns von seinem erfolglosen Gang erzählte. Trotzdem aber wollte er nichts davon hören, seinen Schiffscontract im Stich zu lassen und daheim zu bleiben. „Ich hab's versprochen,“ sagte er; „und welches Vertrauen würde sie ferner noch in mich setzen können, wenn ich mein Wort gebrochen hätte!“

„Gegen zehn Uhr kamen dann seine Kameraden, um ihm

ein Stück das Geleite zu geben. Vor dem Hause sangen sie das Amerikalied:

„Jetzt ist die Zeit und Stunde da,
Allwo wir ziehen nach Amerika;
Der Wagen steht schon vor der Thür,
Mit Weib und Kinder ziehen wir.“

„Wir Weibsleute haben laut geheult, der Konrad aber hat einen Fuchzer um den andern ausgestoßen, der dem Ohre weher als ein Fluch gethan hat.

„Seine Mutter hat während dessen vor der Thür auf ihn gewartet, und man sollte denken, daß ihm dies besonders schwer ans Herz greifen und ihn vielleicht noch andern Sinnes machen mußte; doch alles war ihm gleichgiltig, was keinen Bezug auf die Pauline hatte. Ihr allein galten seine letzten Grüße, als er meiner Ida die Hand zum Abschied reichte. „Und sag' ihr,“ flüsterte er ihr zu, „wenn ich sie trotz allem nicht kriegen sollte, so dürste sie auch kein anderer haben. Ueberall würde sie mich finden — auf ihrem Wege zur Kirche, in ihrem Gebete zu Gott: Lebendig oder todt — ich werde ihr von nun an keine Ruhe mehr lassen.“ So sprach er und — wie mir schien, hat er wirklich recht behalten.

„Dem Aeußern nach freilich blieb Pauline völlig ungerührt, als meine Ida ihr des Konrads letzte Grüße und Botschaft bestellte. — Sie wollte es auch nicht gestehen, was sie abgehalten hatte, persönlich von ihrem Liebsten Abschied zu nehmen; doch hoffte ich noch immer, daß sie sich nach erlangter Volljährigkeit zu einem Entschluß zusammen nehmen und ihm nachfolgen würde.

„Pauline aber that nichts und sprach selbst mit uns kein Wort mehr über den Konrad; dagegen ging sie häufiger als je in die Kirche und wurde eines der ersten und eifrigsten Mitglieder des Jungfrauenvereins, den der neu eingesezte

Briefter ins Leben zu rufen suchte. Man wollte sogar wissen, daß sie während der Fastenzeit einen Bußgürtel mit eisernen Spitzen getragen habe und jeden Freitag auf Erbsen gegangen sei.

„Jedenfalls war nicht zu verkennen, daß Pauline sich ihren Bußübungen um so eifriger hingab, je verzweifelter Konrads Briefe an seine Eltern und Freunde wurden. Immer fragte er nach dem Grunde, warum seine Briefe an Pauline ihm stets uneröffnet zurück geschickt wurden, auch wenn er die Vorsicht gebraucht hatte, sie ihr durch befreundete Personen zustellen zu lassen. Vermuthlich hat sie alles an ihren Vater abliefern müssen; etwas Gewisses aber hat man nicht erfahren. —

„Es war schon nahezu ein Jahr vergangen, seit der Konrad ausgewandert war, als auf einmal keine Nachrichten mehr von ihm kamen — nicht an seine Eltern, nicht an seine Kameraden, so daß man anfänglich hoffte, er habe sich wieder auf den Heimweg gemacht, wozu man ihn wiederholtermalßen aufgefordert hatte. —

„Allein aus Tagen wurden Wochen, aus Wochen Monate, ohne daß das geringste Lebenszeichen von dem Konrad eintraf. — Seine Eltern wollten schier verzweifeln, doch wurde all ihrer Ungewißheit, aber auch ihrer Hoffnung mit einem Schlag ein Ende gemacht. Es kam ein Brief von unbekannter Hand, daß der Konrad Sichter in einem New-Yorker Irrenhospitale schwer darniederliege und fortwährend nach einer Pauline rufe, die — soweit man erforschen konnte — nicht in Amerika zu leben scheine. Sollte eine solche Person jedoch in Deutschland existiren und sich zu einer Heimsuchung des Patienten entschließen können, so wäre noch Hoffnung, daß eine plötzliche — zumal freudige Gemüthserschütterung

— das Schicksal unheilbaren Wahnsinns von ihm abzuwenden vermöchte —“

„Und Pauline ging nicht?“ schnitt ich der Erzählerin die Rede ab; denn die schier übermenschliche Kälte des schönen Mädchens hatte angefangen, mir unheimlich zu werden.

„Nein, sie ging nicht,“ versetzte die Base mit einem Seufzer, „obgleich alle, die zu ihr und ihrem Vater in freundschaftlichen Beziehungen standen, ihr die dringendsten Vorstellungen machten. Der Schulmeister schien sich unter den Bitten und Beschwörungen von Konrads Mutter nur noch mehr zu verhärten, und Pauline kam fast nicht mehr von der Kirche heim. — Und als dann einige Zeit später die Nachricht von Konrads Tod von New-York eintraf, schickte Pauline sich zu einer Wallfahrt nach Dettelbach an. — Als sie zurückkam, kleidete sie sich nur noch in Schwarz, lebte noch eingezogener als je zuvor und ließ alle Freier, die sich zuweilen noch von auswärts bei ihr meldeten, mit einem Korb abziehen. —“

„Kein Wunder, daß sie nach wenigen Jahren ganz ausblieben, zumal Pauline es offen aussprach, daß sie ledig bleiben und ihren alten Vater pflegen werde; denn der Schulmeister war inzwischen pensionirt worden und hatte sonst keine Stütze mehr. —“

„Als er starb — Du mußt damals noch ein kleines Mädchen gewesen sein — wurde Pauline Köchin bei einer Posthaltersfamilie im Taubergrunde. — Und als bald darnach die Posthalterin im Kindbett starb, machte der Wittwer der Pauline einen Heirathsantrag, da sie so gut gegen seine Kinder wäre, wie er sagte — und gewiß auch, weil sie ihm persönlich gefallen hat; denn ihre gelben Haare und ihre helle Gesichtsfarbe machten sie noch anziehend, als sie schon stark in den Dreißig war. —“

„Diesmal dinge Pauline sich Bedenkzeit aus und kam während dessen hierher, um sich mit ihrem Beichtvater zu berathen. — Derselbe soll ihr sodann verboten haben, den Posthalter zu heirathen, da sie sich einst einem andern Manne verlobt hatte und ihres Versprechens nicht entbunden worden wäre. Und obgleich ihr Verlobter nicht ihres heiligen Glaubens war, so dürfe sie nichtsdestoweniger auf Erden keine andere Ehe eingehen, als die mit ihrem himmlischen Bräutigam — Jesus Christus.

„Ich weiß nicht, ob sich dies alles so verhalten hat, gewiß ist nur, daß Pauline darauf ihren Dienst gekündigt hat und ins Kloster gegangen ist.“ —

„Und jetzt ist sie Schwester Hildegund,“ versetzte ich nach einer Pause, „und die Mutter des Konrad, wie ich als kleines Mädchen sagen hörte, ist an gebrochenem Herzen gestorben — und auch das hat die fromme Pauline noch auf ihre Rechnung zu nehmen.“

„Wer weiß es!“ entgegnete die Greisin in mildem Tone; „denn wer mag die Thränen gezählt haben, die sie einst im stillen geweint hat: Umsonst sind ihre schönen blauen Augen nicht verblichen, ihre Haare nicht vorzeitig grau geworden.“

„Vom Fasten und Kasteien,“ warf ich erbittert ein, „das keinem Menschen zu Nuß und Frommen gereicht hat!“

„Schwester Hildegund gehört jetzt einer andern Welt, und ihr Thun darf mit irdischem Maße nicht mehr gemessen werden,“ versetzte die Greisin mit sinnendem Blicke. „Es steht nirgends geschrieben, daß man heirathen, wohl aber, daß man seinen Eltern gehorchen müsse, hat sie einmal zu meiner Ida gesagt — und möglich, daß sie recht gehabt hat, so sehr auch die Umstände einen Ausnahmefall zu gebieten schienen.“

hielt
Gehör
zwich
für ih
ihr ge
Herze
hatte.

Damit schloß die Greisin ihren Bericht. Ich aber enthielt mich jeder weiteren Aeußerung des Unwillens über das Gehörte: ich begriff, daß die arme Pauline wohl schwer zwischen ihrer Liebe und dem gekämpft haben müsse, was sie für ihre Pflicht gehalten hatte, und daß sie den Preis für ihr gehorames Fügen in den Willen ihres Vaters mit ihrem Herzen und einem ganzen langen Leben der Entfagung bezahlt hatte.



Verlorenes Leben.

Zieh hin, du kleines Bächlein!
Und eile dem Meere zu:
Die Lieb' ist todt und begraben
Und liegt in guter Ruh.

Die Lieb' ist todt, doch die Schmerzen,
Die wachen wieder auf,
Sie brausen und tosen und schäumen
Und häumen sich wild zu Hauf'.

Kein Wasser kann sie ersäufen,
Und wär' es die tiefste See:
Ein Leben ohne Liebe
Ist allertiefstes Weh.



Vaterländisches.

Man muß, wie die Herausgeberin dieses Jahrbuches, das harte Brod der Fremde gegessen haben, um sich so recht von Herzen darüber freuen zu können, daß wir als Nation nun wieder wie im Mittelalter die uns gebührende Machtstellung einnehmen. Wie viel größer aber würde diese Freude sein, wenn unserer Stellung zu Lande auch die zur See entspräche, wenn wir wie die Engländer und Holländer all unsere überschüssige Volkskraft nach unseren eigenen Colonien abzuleiten vermöchten, anstatt sie an fremde Staaten zu verlieren. Bitter hat es sich gerächt, daß wir im dreißigjährigen Krieg uns gegenseitig aufgerieben und nachher aus politischer Ohnmacht „ins Reich der Träume“ versenkt haben, während die andern Nationen sich in die Schätze und Länder dieser Erde theilten. Um so mehr aber gilt es, ein wachsameres Auge auf das zu richten, was wir an Ueberresten in den jüngsten Zeiten erworben haben. Nach deren Befestigung und Erweiterung zu trachten, muß von nun an unser Hauptbestreben sein.

Vieles, sehr vieles ist bereits gethan worden. Dank einer ebenso weisen als nachdrucksfähigen Politik hat die deutsche Arbeitskraft sich mit bewunderungswürdigster Machtfülle entwickelt und sich in den fernsten Erdtheilen nie zuvor

geahnt
zu th
ihrer j
würde
schen
der W
Poet,
zeihlic
lieren

essen
damit
Scri
berufe
denn
Thür
ihr,
Briid
künfti
wand
ohne
und
unser
Aufn
erzeu
Deut
nach
könn
sie s
Deut
Rege
eine

geahnte Absatzgebiete erschlossen. Allein es bleibt noch mehr zu thun übrig; denn unermessliche Ländergebiete treten aus ihrer jahrtausendlangen Abgeschiedenheit hervor, und Schmach würde es sein, wenn wir es abermals versäumten, dem deutschen Volke seinen gerechten Antheil an der Neugestaltung der Welt zu sichern, wenn wir uns noch einmal, wie Schillers Poet, „ins Reich der Träume“, oder — was noch unverzeihlicher wäre — in das der kleinlichsten Parteigegänke verlieren wollten.

Was wir nun zur Wahrung unserer überseeischen Interessen vor allem benöthigen, ist der Ausbau unserer Flotte, damit unsere Wehrkraft zu Wasser mit der zu Lande gleichen Schritt zu halten vermöge. Alle sind an diesem Werke mitberufen; keiner sollte ihm theilnahmslos gegenüber stehen; denn keiner weiß, wie bald die Existenznoth an seine eigene Thüre oder an die seiner Verwandten klopfen mag. Und ihr, Deutschlands Frauen, sehet zu, daß eure Söhne und Brüder — und noch mehr eure Töchter und Schwestern — künftig nicht mehr in solch ungezählten Massen ins Ausland wandern müssen, wo sie mit Ausnahme der Dienstmädchen ohnehin nirgends mehr gern gesehen werden. Helft mit Herz und Hand — nicht allein an der Erweiterung und Beschützung unserer überseeischen Ansiedelungen, sondern auch an ihrer Aufnahmsfähigkeit in betreff unserer heimischen Industrieerzeugnisse. Denn wie viel besser würde es sein, wenn Deutschlands Söhne künftig — anstatt nach andern Ländern, nach unseren Schutzgebieten in Afrika und Ostasien wandern könnten. Es wäre ihrem guten Geschmacke zuzutrauen, daß sie so bald als möglich zurückkehren und sich die Töchter Deutschlands zu Frauen nachholen würden, anstatt sich mit Negerinnen und Chinesinnen zu verheirathen. Wo jedoch eine solche Rückkehr nicht angängig wäre, würde es immerhin

noch besser sein, eine planmäßige Auswanderung von Mädchen nach unseren Schutzgebieten einzuleiten, als daß durch die Verbindung deutscher Ansiedler und Beamten mit den eingeborenen Frauen eine Mischlingsart in die Welt gesetzt würde, deren moralische Merkmale dem Germanenstamm schwerlich zur Ehre gereichen dürften.



150
ihr
jeg
feh
inn
in
fön
rei



Verklungene Volkslieder. *)

(Oberesflenz.)

Die Trostlose.

Ach Gott! wem soll ich's klagen,
Vater und Mutter die seins todt,
Meine Freunde die haben mich verlassen,
Auf der Welt hab' ich kein' Trost.

Klaget nicht, ihr Wittwen und Waisen,
Gott weiß, was Euch geschieht,
Er wird Euch treulich speisen
Mit seiner Zuversicht.

Und ich wär' so gern im Himmel,
Und ich wär' so gern hinein:
Ich muß leben wie die Frommen,
Sonst komm' ich nicht hinein.

*) Anmerkung: Die Herausgeberin verfügt über mehr als 150 solch echter Volkslieder aus ihren Kindheits Erinnerungen, nebst ihren Melodien, von denen jedoch nur ungefähr der dritte Theil bis jetzt zur Aufzeichnung, resp. Rhythmisirung gelangte. Es wäre sehr erwünscht, wenn das Publikum sich genug für diese einfachen und innigen Beispiele der Volkspoesie erwärmen würde, um die Sammlerin in den Stand zu setzen, sie später als ein Ganzes herausgeben zu können, nebst einem großen Anhang von Rehr-, Kinder- und Räthselreimen aus ihrer Dorfheimath.

Und der Mond der scheint so dunkel,
Und die Sonne scheint so klar;
Was auf Erden bleibt verborgen,
Wird bei Gott einst offenbar.

Lieber todt, als getrennt sein.

Es liebten zwei im Stillen sich,
Sie liebten sich so inniglich;
Sie liebten sich so inniglich,
Das Schicksal trennt sie wunderbarlich.

Der Jüngling wollt' auf Reisen gehn,
Er ließ sein Mädchen weinend stehn;
Die Mutter sprach: „Mein liebes Kind!
Du weinst Dir Deine Augen blind.“

„Ach Mutter, das hat keine Noth!
Ich wünsche mir schon längst den Tod.
Ach wenn der Tod recht bald nur käm',
Auf daß der Schmerz ein Ende nähm'!“

Die Mutter schrieb auf dieses Wort
Dem Jüngling gleich an seinen Ort:
„Wenn Du nicht kehrest recht bald zurück,
So kommst Du um Dein Erdenglück.“

Des Sonntag morgens in der Früh
Stand er vor seines Liebchens Thür;
Der liebe Gott weiß, wie's ihm war,
Als er sein krankes Liebchen sah.

Die rothen Wangen waren bleich,
Die Händ' und Füße kalt wie Eis,
So engelhold, so engelrein,
Schlief sie in seinen Armen ein.

Alte Liebe rostet nicht.

Ein abgebrochnes Messer hat gar keinen Spiz;
Ein ausgelöschtes Feuer hat gar keine Hitz'.
Es brennet so heiß die heimliche Lieb' —
Die heimliche Liebe, von der niemand weiß.

O schöne blaue Lilie, du edles Kraut!
Wie hab' ich meinem Schätzele so viel vertraut!
So viel vertraut, sie glaubt es aber nicht:
Die alte, alte Liebe, die rost' ja nicht.

Jetzt frag' ich Dich noch einmal in aller Still',
Ob Du mich noch so treulich lieben willst:
Ich liebe Dich von Herzen, ich liebe Dich ja noch!
Getreu will ich Dir bleiben bis in den Tod.

Hans und Grete.

Ich und mein herzlichster Hannes
Wir sind zwei wackre Leut;
Wir küssen und wir drücken einander,
Das macht uns beide Freud'.
Sagt, ihr Leut! was fang ich an,
Daß ich den Hannes bekomme zum Mann?
Sagt, ihr Leut! was fang ich an,
Daß ich den Hannes bekomme.

Des Sonntags, wenn er in d' Kirch nei' geht,
Da steht er in Parad',
Kurze Hose, weiße Strümpf,
Und ziemlich dicke Wad':
Sagt, ihr Leut! was fang ich an u.

Des Morgens, wenn er in Acker fährt,
Da klopft er an mein Lädcl;
Er küßet und er drücket mich:
Guten Morgen, liebes Gretel!
Sagt, ihr Leut zc.

Verfluchte Falschheit.

Was nützt mich all mein Lieben,
Die ich hab' angewandt!
Sie thut mich nur betrüben,
Hätt ich sie nie gekannt!
Ich hab' schon manche Nacht,
O Liebchen, nach Dir getracht',
Hab' auch schon manche Stunde
Wegen Dir zugebracht.

Hast gemeint, ich soll mich grämen,
Aber nein, das thu' ich nicht!
Da müßt' ich mich ja schämen
Vor Herz und Angesicht.
Aber nein, Dein falsches Herz
Hat mir mein Stolz gestürzt;
Hast Falschheit mit, mit mir getrieben,
Du falsch verfluchtes Herz!

Verflucht sei dieser Name,
Verdammt sei dieser Geist,
Verflucht sei diese Flamme,
Und alles, was Lieben heißt!
Fahr' Du nur immer hin
Mit Deinem Eigensinn!
Hast Falschheit mit, mit mir getrieben,
Du falsch verfluchter Sinn!

Lindenwirths Köse.

'S Lindenwirths Köse
Hat 's Fenster aufg'macht,
Es hat mich auf einmal
Ganz freundlich ang'lacht,
Sagt: Hans fehr' auch ein!
Doch Hans ging nicht nei':
Denn er will ja dem Kösel
Sein Hänjel nit sein.

Den andern Tag jährt sich's,
Da tanzt' ich mit ihr,
Da sagt' ich: Schöns Kösel,
Wie gut bin ich Dir!
Lieb Kösel sei mein!
Das Kösel sagt: nein!
Eine Bauersfrau werden
Das ist mir zu gemein.

Den andern Tag ging sie
Im Dorf auf und nieder,
Ein' Jäger im Arm,
Ich biet' ihr die Zeit,
Sie schmollet und deut'
Und sagt noch dem Jäger,
Ich hätt' um sie g'freit.

Doch hab' ich schon selbig's Mal
Oft bei mir dacht,
Sie hat mit dem Jäger
Kein' Hochzeit nicht g'macht.
Und so ist's auch gangen,
Der Jäger ist fort,
Hat 's Köse verlassen,
Hat brochen sein Wort.

Doch jetzt fällt es ihr ein,
Ich sei ihr nicht zu gemein;
Sagt: Lieb Hans kehre auch ein!
Doch der Hans, der sagt: Nein!
Ich mag nicht der Nachtrab
Vom Jägerbursch sein.

Gelt Bonaparte!

Ach, hört ihr lieben Leute,
Was ich euch will erzählen,
Vom Kaiser Napoleon,
Von dem großen Held,

Als er ist gekommen
Nach Rußland hinein,
Als russischer Kaiser,
Das wollt er gleich sein.

Die Kron und den Scepter
Hat er stets bei sich gehabt,
Und da haben ihn, und da haben ihn
D' Kosacken gepackt.

Gelt Bonaparte, gelt Bonaparte!
Hast gleich wieder umgewendt,
Und du hast ja bei Moskau
Die Finger verbrennt.

Die Finger verbrennt
Und die Behen verfroren.
Gelt Bonaparte, gelt Bonaparte!
Hast gleich wieder umgewend't.

Und du hast ja verloren
Viel Geld und viel Gut,
Vom Stiefel die Sporen,
Vom Kopf ab den Hut.

O König, o Kaiser!
Mit uns ist's jetzt aus;
Wie wird's uns noch gehen
Bis wir kommen nach Haus.

Der König von Württemberg
Hat 's Ländle vertauscht,
Und jetzt schickt er seine lustigen
Soldaten nach Haus.

Tanzweise.

Borberg ist ein schönes Städtchen,
Weil es an der Straße liegt,
Da giebt es so schöne Mädchen,
Aber kei' Soldaten nicht.

Wenn dann die Soldaten kommen,
Sein die Mädchen alle froh,
Kommen sie daher gesprungen:
Ist denn meiner a scho do?

Thun sie gleich nach Hause laufen,
Und da Zucker und Kaffee kaufen;
Ist das nicht ein Ueberfluß,
Daß man sich verwundern muß?

Stumpenliedle.

1. Auf einem Büschele Haberstroh,
Da wächst ein schöner Rosenstock.
Ei Schazele, wenn du mi' nit witt, nit witt,
So ist's vielleicht mein Glück.

2. Mein Glück, das giebt einen Wagen voll,
I weiß nit, wie i 's lade soll:
Ei Schazele, wenn du mi nit witt, nit witt,
So ist's vielleicht mein Glück.

Volksweisheit in Sprichwörtern.

Man kennt den Vogel am G'sang
Und den Hasen am Klang.

Der Wolf frißt auch gezählte Schafe.

Der Prahler hat kein Brod,
Und der Kläger keine Noth.

Bis sich der Hansel besinnt, besinnt sich der Fockel a!"

Wenn man den Hund zum Jagen tragen muß,
Ist der Hase schon g'fange.

Es ist kein Unglück so groß als das, welches der Mensch
sich selber macht.

Besser zu Haus eine Wassersuppe, als drauß eine Milchsuppe

Erlebtes und Erschautes.

Wemms hinter einem brennt, springt man blindlings ins
Wasser, ohne sich erst zu erkundigen, wie tief es ist.

Jeder Mensch sucht sich eine seinem Charakter entspre-
chende Philosophie zurechtzumachen.

Mit einiger Sicherheit kann man nur auf Gleichgesinnte,
oder Gleichgestellte zählen.



Vergeßt das Datum nicht!

Es war ein gar stilles und unansehnliches Begräbniß gewesen, das der alten, guten Hellern, wie sie von ihren näheren Bekannten genannt zu werden pflegte. Denn wenn auch eine ehrliche treue Seele, war sie eben nur eine einfache Waschfrau gewesen, was ihr von ihren reichen Verwandten je länger, je weniger verziehen werden konnte. Seit dem Tode ihres Bruders nämlich, des Bierbrauers Heller, hatte dessen Frau das Geschäft verkauft und sich als privatisirnde Wittve in einer der besten Straßen der Residenz ein Haus gemiethet. Ihrer einzigen Tochter eine standesgemäße Er- oder vielmehr Verziehung zu geben, war von der Zeit an ihre Hauptaufgabe. Die theuersten Lehrer in Musik und Sprachen mußten ihr Unterricht geben, und schließlich wurde sie noch in einem französischen Pensionat in die Schnellbleiche gethan. Das alles hatte freilich nicht groß angeschlagen, bei reichen Erbinnen aber stellen sich dessenungeachtet die Freiersmänner in Haufen ein. So ist aus dem jüngeren Fräulein Heller — sie hatte nämlich noch eine Stiefschwester aus ihres Vaters erster Ehe — in kürzester Zeit eine Frau Doctor geworden.

In dem jungen Hausstande wurde eine große Pracht entfaltet, und wenn es große Wäsche gab, wählte man die Wäscherinnen mit einer Vorsicht, wie in andern Häusern kaum die Erzieherinnen; denn es wäre ja möglich gewesen, daß die eine oder andere auch eine Waschfrau Heller — die Tante der geldstolzen Frau Doctor gekannt hätte.

Die alte Hellern getröstete sich dieser Zurücksetzung im Gedanken an ihre ältere Nichte. Als Aschenpüddel erzogen und behandelt hatte diese sich von der kniffigen Stiefmutter bei der Erbschaftstheilung um ihr halbes Vermögen bringen lassen und ihr zum Danke dann noch den Gefallen gethan, das Feld zu räumen und einen Handwerker an der äußersten Grenze des Landes zu heirathen. Nach den rasch auf einander eintreffenden Büblein und Mägblein hatte auch die Noth und die Sorge in das Hauswesen der jungen Leute ihren Einzug gehalten. Mit Bekümmerniß gedachte die fleißige Waschfrau der fernern Nichte, von der sie nur noch zu hören pflegte, wenn der Storch aufs neue seine Vorboten geschickt hatte. Dann wurde schnell ein Packet mit allerlei Gewaaren und Kleidungsstücken zurecht gemacht und zuletzt noch ein blankes Goldstück hineingewickelt. Nach dem siebenten Kinde aber war aus dem Gold- ein Silberstück geworden, da die nun über achtzigjährige Greisin die Zinsen ihrer sauren Sparpfennige nicht mehr wie früher durch verdoppelte Anstrengung zu ergänzen vermocht hatte. Aber je hinfälliger sie wurde, desto mehr getröstete sie sich des Gedankens, daß die in jeder Beziehung zu kurz gekommene Nichte ja nun bald ihren Gesamtnachlaß von einigen Tausend Mark an Sparkasseneinlagen und Staatspapieren erben würde. Das Testament war ja längst schon aufgesetzt und sauber abgeschrieben, und die Tante hatte kein Fehltrug daraus gemacht, daß die über hundert Tausend Mark reiche jüngere Nichte nicht miterben

würd
zwar,
der k
geseh
werd

einen
niem
älter
Toch
entsd

amtl
stadt
men
den
aber
Not
ihre

der
der
Sch
war
ein
ein
zu
Ver
Fra
etw
Em
thig

würde. Die Frau Doctor sowohl als ihre Mutter behaupteten zwar, dies auch gar nicht erwartet zu haben und zu Gunsten der kinderreichen Handwerkersfrau Verzicht zu leisten, vorausgesetzt, daß sie in dem Testamente mit keiner Silbe erwähnt werden sollten, was auch niemand beabsichtigt hatte.

Als die Greisin dann an einem kalten Januartage an einem Schlaganfälle starb, kam von ihren näheren Verwandten niemand zum Begräbniß, als die telegraphisch benachrichtigte ältere Nichte. Die Schwägerin sowohl als deren rechte Tochter hatten sich mit ausnahmsweise starken Erkältungen entschuldigt.

Als die Handwerkersfrau aber einige Wochen später einer amtlichen Vorladung Folge leistend abermals nach der Hauptstadt kam, war sie überrascht, im Zimmer des mit der Testamentsvollstreckung betrauten Notars einen Herrn vorzufinden, den sie noch nie zuvor gesehen hatte. Ihre Ueberraschung aber ging in Bestürzung über, als sie den Unbekannten vom Notare als Miterben bezeichnen hörte; es war der Gatte ihrer Stieffchwester.

Bei der Beerdigung der ehrlichen Wäscherin konnte der Herr Doctor nicht zugegen sein, da er jedenfalls an der nämlichen schweren Erkältung wie seine Frau und Schwiegermutter gelitten hatte. Als jedoch bekannt geworden war, daß die Verstorbene vergessen hatte, ihrem Testament ein Datum beizufügen, da waren alle drei Erkältungen auf einmal verschwunden, obgleich das Thermometer seitdem bis zu zehn Grad unter Null gefallen war. Durch das kleine Versehen der weltunkundigen alten Jungfer war die reiche Frau Doctor zur Miterbin geworden, und da sie sich doch etwas geschämt haben mochte, die Erbschaft persönlich in Empfang zu nehmen, so war der Herr Gemahl mit den nöthigen Vollmachten versehen vor dem Notariatsamte erschienen.

Wenn das die alte Hellern gewußt hätte, daß ein so geringes Versehen wie die Auslassung eines Datums einen letzten Willen umzustößen vermöchte, so würde sie es statt einmal gewiß ein Duzend Mal darunter gesetzt haben. In ihren Augen ist jedenfalls die Namensunterschrift die Hauptsache gewesen, und in einer Welt, wo es keine habgierigen Stiefverwandten und keine unbiegsamen Gesetzesparagrafen giebt, würde dies jedenfalls auch genügt haben. Nicht so in der unsrigen, wo man den Schnupfen bekommt, wenn man einer Wäscherin zur Leiche gehen soll und wieder wohl und munter wird, wenn es heißt, daß man die Hälfte der Hinterlassenschaft der Verstorbenen in Empfang nehmen darf.

Sa, ja, im Grabe würde sie sich umdrehen, die ehrliche fleißige Hellern, wenn sie wüßte, wie es mit ihrer letztwilligen Verfügung gegangen ist! Jedenfalls aber wäre der rechtlich denkende Leser lieber mit der armen Wäschfrau, als mit der reichen Bierbrauerschwittwe verwandt gewesen, und der Hausfreundin geht es ebenso.



Ludwig Kaempff, Heilbronn a. N.

Goldwaarenfabrikant

Kaiserstrasse 1 u. 3 n. d. Brücke

empfiehlt in billigsten bis zu den feinsten Ausführungen

echt Gold u. silberne Schmucksachen, echte Silberwaaren

(Bestecke und alle sonst. Artikel) versilberte Waaren
(Vertreter der Württ. Metallwaarenfabrik Geislingen.)

**In jeder Ausführung und Preislage. Auswahlen portofrei.
Reparaturen und besondere Anfertigung gut und billig,**



tanze
word
natur
Deut
Jäge
dem
Schm
Es n
gemäß
Schm
wisse
inner
solte
Unte



Allerhand Praktisches.

Vernünftige Frauenkleidung.

„Die Jahre kommen und gehen,
Geschlechter steigen ins Grab;
Doch immer tanzet Frau Mode
Nebst ihrem Narrenstab.“

Und doch — — der vernünftigen Frauen, die in diesem Narrentanze nicht mehr mitthun wollen, sind bereits eine große Anzahl geworden. In Amerika und England ist die Bewegung zu Gunsten einer naturgemäßen Kleiderreform bereits ein halbes Jahrhundert alt, in Deutschland liegt sie derzeit noch in der Wiege — trotz Professor Jäger's Normalwollenkleidung. Diese beschäftigt sich bekanntlich mit dem Stoff, die englisch-amerikanische Reformbewegung aber mit dem Schnitte. Wir Europäerinnen brauchen darüber nicht zu erschrecken. Es wird durchaus keine Umwälzung bezweckt, sondern nur eine naturgemäße, friedliche Fortentwicklung und Verbesserung. Das Lehr- und Schmerzensgeld der früheren Ueberstürzungen ist längst bezahlt. Wir wissen jetzt, daß die Reform ganz allmählich — und vorzugsweise von innen nach außen, anstatt in umgekehrter Weise vollzogen werden sollte: nämlich mit einer gründlichen Umgestaltung der weiblichen Unterkleider.

Der leitende Grundgedanke dieser Bewegung kann in wenige Worte zusammen gefaßt werden: möglichst viel Wärme bei möglichst geringem Druck und Gewicht, vor dem namentlich die Hüften und die Unterleibsorgane zu bewahren sind, eine Rücksicht, durch deren Vernachlässigung sich die bisherige Frauenkleidung oft so verderblich erwiesen hat. Auch Professor Jäger hat sich bewußt und unbewußt mit dieser Aufgabe beschäftigt und dieselbe in den aus einem Stücke bestehenden sogenannten Hemdhosen zu lösen gesucht. Dabei aber ist er stehen geblieben, während die amerikanische Schnittreform sich auf alle Theile der Frauen-Kleidung erstreckt, alle Rockbänder und sonstigen, die Freiheit der Bewegungen hindernden Verschnürungen zu entfernen strebt — auch in betreff der äußeren Gewandung. Diese soll entweder, wie das bekannte Prinzessekleid, aus einem Schnitte bestehen und folglich von den oberen, statt den unteren Körpertheilen, oder vielmehr von allen gleichmäßig getragen werden. — Wo jedoch eine besondere Taille oder Fache gewünscht wird, da wird die nach wie vor aus einem Stück bestehende Gewandunterlage an Hals und Armen ausgeschnitten und in ein mehr oder weniger verziertes Unterleibchen umgewandelt, von dem der Rock, in schönen Falten nach hinten fallend, getragen wird. Darüber kann dann jede, der herrschenden Modeseform sich anschließende Fache getragen werden, ohne daß die Unterleibsorgane durch die leider oft schwer drapirten Röcke belastet und verkrüppelt werden.



Hier aber soll zunächst von der Unterkleidung die Rede sein, als deren Grundpfeiler das sogenannte Combinationsgewand gelten kann. Dasselbe wird aus Seiden-, Wollen- oder Baumwollen-Tricotstoff gefertigt. Es schmiegt sich völlig gleichmäßig dem Körper an, ohne durch allerhand überflüssige Falten und Ausbuchtungen die natürliche Schönheit der menschlichen Körperlilien zu beeinträchtigen. Diese Schönheit wird vor allem auch in dem Feldzuge gegen das modische Korsett betont, das den natürlichen Bau der weiblichen Gestalt außer acht lassend zwischen Ober- und Unterkörper ein Stück Ofenröhre einschleibt, von dem sich schwer begreifen läßt, wie und mit welchem Rechte es an diesen Platz gelangte. So viel ist übrigens schon über die Schädlichkeit und Naturwidrigkeit des Schnürens gesagt worden, daß wir uns auf die Schilderung dessen beschränken dürfen, was das Reformsystem an Stelle des gewöhnlichen

Schnürende
setzt
loft a
Es g
miede
sie vo
Schlie
wenig
aber

Ausf
durch
getra
dieser
führe
skirt
Knie
nach
scheid
oder
inder
Kleid
das

Schnürleibs in Vorschlag bringt. Denn es ist eine kaum zu bestrei-
 tende Thatsache, daß die meisten Frauen des Kor-
 setts nicht gänzlich entrather können, ohne verwahr-
 lost anzusehen, oder sich wenigstens so zu fühlen.
 Es giebt schon eine ganze Reihe solcher Reform-
 mieder, die jedoch alle darin übereinstimmen, daß
 sie vornen durch Knöpfe, anstatt durch stählerne
 Schließen zusammen gehalten werden, und nur
 wenige oder gar keine Fischbeine, anstatt derselben
 aber starke Achselträger haben.



Ueber Hemdhoose und Nieder
 kommt das — Chemilette, ein
 niedagewesenes Gewandstück, für welches einen pas-
 senden Namen zu erfinden fast noch schwerer als
 die Erfindung der Sache selber ist; denn wie ließe
 sich eine Verbindung von gar drei Gewandstücken:
 Ueberhemd, Beinkleibern und Untertaille oder Kor-
 settsbedecker mit einem Worte bezeichnen. Wenn
 es sich hier allein um Sparjamkeit handelte, müßte
 das Chemilette vor allem den Preis davontragen.
 Doch Sparjamkeit kommt bei den Amerikanerinnen,
 von denen dieses Kleidungsstück stammt, in letzter
 Reihe in Betracht. Schönheit, Gesundheit und Be-
 quemlichkeit haben auch in dessen Erfindung den

Ausschlag gegeben, und wir müssen gestehen, daß die drei
 durch dasselbe ersetzt Unterkleider eines übers andere
 getragen den Körper nicht so gleichmäßig bedecken wie
 dieses eine, und ihm nur stellenweise mehr Wärme zu-
 führen, was eben das Verwerfliche ist.

Am berühmtesten ist der getheilte Rock — divided
 skirt, eine Art türkisches Beinkleid, doch ohne unter dem
 Knie zusammen gefaltet zu werden. Der äußeren Form
 nach von einem gewöhnlichen Unterrock kaum zu unter-
 scheiden, gewährt er dem Körper mehr Wärme, als zwei,
 oder gar drei über einander gethürmte Röcke. Denn
 indem er jedes der unteren Gliedmaßen besonders be-
 kleidet, wird das Zirkuliren der Luft vermieden, während
 das getheilte Gewand sich seiner Weite wegen jeder



Kniebewegung genau anpaßt, anstatt sich derselben entgegen zu stemmen, wie dies die andern Röcke zu thun pflegen, besonders beim Treppensteigen und bei windigem Wetter. Als äußeres Kleidungsstück wird der getheilte Rock besonders für Sportzwecke: Radfahren, Schlittschuhlaufen, Bergsteigen zc. getragen und erregt er derzeit weder auf dem Lande noch in den Großstädten Amerikas die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden.

Die Hauptgrundzüge der verbesserten Frauenkleidung können schließlich in wenige Worte zusammengefaßt werden: Kein überflüssiges Material, gleichmäßige Vertheilung von Gewicht und Wärme, ungehinderte Bewegung aller inneren und äußeren Körpertheile.

Prüfet alles und das Gute behaltet!



Ein Wort über Geflügelzucht.

Die sprichwörtliche deutsche Bedächtigkeit und Langsamkeit ist nicht allein in Sachen der Vaterlandsverteidigung, sondern auch auf industriellem Gebiete ein glücklicher Weise überwundener Standpunkt geworden. Es war mir stets verwunderlich, daß in Deutschland, wo so viel weibliche Arbeitskraft durch den allmählichen Wegfall der Hausindustrie brach gelegt worden ist, die Geflügelzucht gegen diejenige anderer Kulturländer so überaus im Rückstand ist; denn nachgewiesener Maßen müssen wir jährlich an die 90 Millionen Mark für Eier, Geflügel und Bettfedern an das Ausland bezahlen, besonders an Frankreich und Italien. Als Ursache dieser merkwürdigen Thatsache pflegte man anzugeben, daß die Getreidepreise und folglich das Hühnerfutter bei uns so unverhältnißmäßig hohe wären, daß es billiger käme, die Eier und das Mastgeflügel zu kaufen, als sich selber mit der Hühnerzucht abzugeben.

Wenn ich dann darauf verwiesen habe, daß Italien ja ein noch weit ärmeres Land als Deutschland sei und die Leute dort doch auch nicht ganz umsonst arbeiten können, so ist mir entgegnet worden: „Ja aber in Italien ist es sehr viel wärmer als bei uns, so daß die Hühner auch im Winter Eier legen und zu brüten anfangen.“ Darauf hat sich dann freilich nicht viel entgegen lassen, bis in die neuesten Zeiten, wo sich herausgestellt hat, daß das um so viel kältere Dänemark durch seine Eierausfuhr jährlich an die drei Millionen Mark einnehme.

Angesichts dieser Thatsache würde es geradezu ein volkwirtschaftliches Verbrechen sein, die Hände noch länger in den Schooß zu legen, wenn auch nicht jeder die Mittel und die Kenntnisse hat, die Zugflügelzucht auf sachmännischer Grundlage im großen zu betreiben. Auch im kleinen ließe sich noch sehr viel mehr erreichen, als dies bis jetzt geschehen ist, und zwar vor allem durch eine zweckmäßige Einrichtung der Hühnerhäuser. Dieselben sollten stets nach Süden gelegen und im Winter sowohl als im Sommer gut gelüftet, genügend erhellt und immer sauber sein. Auch in der Fütterung müßte weit mehr Regelmäßigkeit und Methode herrschen und nicht in der Fütterung allein, sondern auch in Betreff der Tränkung; denn Hühner, wie alle andern Thiere, bedürfen täglich des Wassers, und im Sommer sollte ihnen dasselbe zu allen Tagesstunden zugänglich sein.

Wo jedoch, wie fast überall auf den Dörfern, die Verwaltung des Hühnerhofes während der langen Frühlings- und Sommertage den Kindern überlassen bleibt, kann von einer naturgemäßen Behandlung des Geflügels, zumal des jungen, keine Rede sein. Die armen kleinen Dinger schreien sich vor Hunger und Durst oft halb zu Tod, ehe ihre Bedürfnisse befriedigt werden; kein Wunder, daß sie im Herbst dann spät oder gar nicht mehr zu legen anfangen und so den ganzen Winter über umsonst gefüttert werden müssen, zumal wo sie ein kaltes Hühnerhaus und — ein kaltes, ungekochtes Frühstück haben.

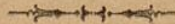
Indessen ist es gar nicht leicht, praktische Winke im einzelnen für die Geflügelzucht zu geben. Die Sache will gelernt und durch Beobachtung und Erfahrung ergänzt werden, wie jede andere, und dies im Interesse der Liebhaberei sowohl als der Wirtschaft- und Erwerbslehre. Es ist ein zur Zeit noch offenes Arbeitsfeld für hunderte von Frauen jeder Standes- und Altersklasse. Bedenkt doch nur: 90 Millionen Mark jährlich für die Erzeugnisse der Geflügelzucht aus Aus-

land bezahlen zu müssen und dann fortwährend über den Mangel an weiblichen Erwerbszweigen zu jammern! — Wenn irgendwo, so gilt es hier, sich aufzuraffen und Wandlung zu schaffen. — Möchte dies doch recht bald und gründlich geschehen, und die guten Erfolge werden so wenig ausbleiben, wie sie es in dem so viel kleineren und klimatisch ungünstiger gelegenen Dänemark geblieben sind.



Als hervorragendes Verbesserungsmittel und Würze der Suppen hat sich die Maggi-Würze in Küche und Speisezimmer aller Gesellschaftsklassen mit Fug und Recht eingebürgert: Maggi verleiht schon mit ganz geringem Zusatz augenblicklich kräftigen Wohlgeschmack.

Wegen ihrer **Billigkeit** (schon wenige Tropfen genügen!), **Schmackhaftigkeit** u. **bequemen Handhabung** kann sie jeder sparsamen Hausfrau zur allgemeinen praktischen Verwendung nicht nur zu Suppen jeder Art, sondern auch zu Saucen, Gemüsen und Fleischspeisen aufs Beste empfohlen werden. Gebrauchsanweisung befindet sich auf der letzten Seite des Buches.



schwä
alles
habe,
folge
dort
„Sie
und
davo
auf

weit
Nah
Best
für

ih
terli
pfle
schu
geh
zu
entf
dav
mä
Ber



Heilmittel und Volksaberglauben.

Eine arme Frau aus dem Volke, die an hochgradiger Nervenschwäche und Blutarmuth leidet, hat mir unlängst erzählt, was sie alles schon an Haus- und Doktormitteln gegen ihr Leiden gebraucht habe, und wie so vergeblich es gewesen sei. Ganz zuletzt habe sie in Folge eines Inzerats nach Norddeutschland schreiben lassen und von dort gegen 15 M. Postnachnahme ein Schächtelchen Pulver erhalten. „Sie haben aber auch noch nichts geholfen,“ setzte sie mit einem Ton und Gesichtsausdruck hinzu, der deutlich besagte, daß sie die Schuld davon auf die Rechnung ihres eigensinnigen Nervensystems, nicht aber auf die des sich anpreisenden Wunderdoktors lege.

Ich konnte nicht umhin, der Frau zu bedeuten, daß sie jedenfalls weit besser daran gethan hätte, sich mittels der 15 Mark eine kräftige Nahrung zu verschaffen, anstatt sie für Pülverchen anzugeben, deren Bestandtheile, wenn sie auch unschädlich sein sollten, anderweitig gewiß für wenige Pfennige zu beschaffen gewesen wären.

Die Leidende aber hatte nichts als ein mitleidiges Lächeln; denn ihr Glaube an die Allmacht der Medizin war offenbar so unerschütterlich, wie dies in Volkskreisen allenthalben noch der Fall zu sein pflegt. In wie weit dieser Aberglauben von den Ärzten selbst verschuldet und gepflegt worden ist, möge dahin gestellt bleiben; jedenfalls gehört ein großer moralischer Muth dazu, einem Patienten rundweg zu erklären, daß für die meisten chronischen Leiden das „Einnehmen“ entweder gar nicht helfe, oder geradezu schädlich sei, und daß alles nur davon abhängt, die Kraftvorräthe des Körpers mittels einer zweckmäßigen Ernährungsweise wieder in die Höhe zu bringen und den Verbrauch derselben möglichst einzuschränken.

Ich habe Leute gekannt, die mit allen Anzeichen eines schweren Dungenkatarrhs bei schlechtestem Wetter einen mehrere Stunden langen Weg zum „Doktor“ unternommen haben, um sich für ihren Husten etwas „verschreiben“ zu lassen; als ob es derzeit etwas Besseres für sie gegeben hätte, als die Bett-, oder wenigstens die Zimmerwärme.

Aber weit schlimmer noch als der Glauben an die Wunderkraft der ärztlichen Verschreibungen wirkt die Selbstbehandlung und die seiner Pflegebefohlenen. Es ist noch gar nicht lange her, daß man auf den Dörfern kleinen Kindern, die sich durch große Unruhe und vieles Schreien lästig machten, durch gekochten Mohnsamen in Schlaf versetzte. Ich habe in meiner Kindheit drei in dieser Weise mißhandelte Geschwister gekannt, von denen das eine ganz blödsinnig, die zwei andern aber verstandeschwach auf Lebenszeit geworden sind, was auch gar nicht merkwürdig ist. Sehr merkwürdig aber ist ein anderer Vorfall, der sich in einem Dorfe an der Lahn zugetragen hat. Einer Frau, deren Knäblein durch sein vieles Geschrei Haus und Nachbarschaft in Alarm versetzte, wurde von ihrer Nachbarin der Rath erteilt, dem Kinde „ein halbes Köpfle voll Alesamen“ zu kochen. Die Frau verstand darunter nicht ein Mohn-, sondern ein „Kaffeeköpfle“ (Täßchen), füllte dieses zur Hälfte mit Mohnsamen, kochte denselben tüchtig aus und gab dann dem Schreihals den Saft zu trinken. — Darauf schlief der Bube sieben Tage und sieben Nächte lang und „ist trotzdem noch ein strammer Soldat geworden,“ wie sein Vater später im Triumph erzählte. Es muß eine hartköpfige Rasse sein.

Dergleichen Handlungen aber entspringen dem gleichen unvernünftigen Verwechseln der Krankheitsursachen mit den Krankheitsercheinungen. Anstatt vor allem den ersteren nachzuforschen und nach ihrer Beseitigung zu trachten, begnügt man sich, gegen letztere den Kampf zu eröffnen.

Die Krankheitsursachen zu ergründen und an deren Hebung zu arbeiten, dies ist die Hauptaufgabe eines wissenschaftlich gebildeten Arztes, nicht aber — wie die Leute meinen — sofort mit Pillen und Pulvern einzuschreiten. Dieselben sind in der Regel um so nutzloser und schädlicher, je mehr dabei der Magen strapazirt wird, der somit für Dinge büßen muß, die er selten verbrochen hat. Die besten Heil-, oder wenigstens Viderungsmittel sind in keinem Apothekerladen zu kaufen, sondern meistens umsonst zu haben. Sie heißen: Sonnenschein, frische (nicht kalte) Luft, Ruhe, Stille, äußerste Reinlichkeit des Kör-

pers, des Bettes und der Wohnung, zweckmäßige Nahrungsmittel. — Wenn außerdem auch noch Medicin nothwendig sein sollte, so lasse man dieselbe nur durch einen Arzt verschreiben, denn es einzig und allein um das Wohl des Kranken, nicht aber um seinen eigenen heilkünstlerischen Glorienschein zu thun ist. Vor allem aber gilt es, den Wahlspruch zu beherzigen, daß Krankheiten verhüten ungleich besser und sicherer ist, als Krankheiten zu heilen; wenn sie aber einmal aufgetreten sind, so gilt es vor allem, ihre Ursachen zu erforschen und die Natur in ihrem eingeleiteten Wiederherstellungsprozeß, als welcher jede Krankheit anzusehen ist, nach Kräften zu unterstützen, oder ihr wenigstens nicht entgegen zu arbeiten. Der beste Arzt ist folglich nicht der, welcher die meisten Rezepte verschreibt, sondern der, welcher ihrer am meisten zu entrathen weiß; denn Gesundheit läßt sich in keiner Apotheke kaufen, wenn es zuweilen auch nothwendig sein sollte, sich der Medizin als eines Instrumentes zu bedienen, um mittels desselben die Krankheitsstoffe zu entfernen, durch welche die Heilung verzögert und beeinträchtigt wird.



Süddeutsche Mehlspeisen.

Dampfnudeln.

Ein Pfund Mehl giebt man mit nöthigem Salz in eine Schüssel macht in der Mitte eine Vertiefung, rührt mit 20–30 gr Hefe und lauer Milch einen Vorteig an und läßt ihn an einem warmen Ort gehen. Alsdann giebt man 2–3 Eier, 60 gr zerlassene Butter, etwas Zucker und $\frac{1}{4}$ l. lauwarmer Milch dazu, schafft den Teig, bis er sich von der Schüssel löst und läßt ihn dann 2–3 Stunden gehen. Hierauf nimmt man den Teig auf ein Nudelbrett, sticht mit einem Glas Dampfnudeln aus und läßt sie nochmals gehen. In eine gut schließende

Pfanne gibt man ein Stückchen Butter, $\frac{1}{2}$ Tasse Milch, Salz, läßt dies gut durchkochen, setzt die Dampfnudeln hinein und läßt sie gut zugebedt 15—20 Minuten backen. Das Abheben des Deckels muß sehr vorsichtig geschehen, damit keine Dampftropfen darauf kommen.

Schneckenudeln.

Ein Pfund Mehl, 80 gr Butter, 15—20 gr Hefe, 1—2 Eier, 10 gr Salz, 2 Löffel Zucker und die nöthige Milch. Mit diesen Zuthaten macht man einen Hefenteig und läßt ihn gut gehen. Alsdann wellt man ihn messerdicke aus, bestreicht ihn mit zerlassener Butter und saurem Rahm und bestreut ihn mit Zucker, Zimmt und Rosinen; mit einem Rädchen oder Messer schneidet man 15—20 cm lange, 4—5 cm breite Streifen, rollt sie zusammen, setzt sie auf ein gut gestrichenes Blech und läßt den Teig nochmals gehen. Nun bestreicht man sie mit Eigelb und läßt sie in mittelheißem Ofen schön backen. Man kann sie auch nach dem Backen mit einer Glasur überziehen.

Schupfnudeln.

Uebrig gebliebene Kartoffeln werden gerieben und mit Eier, Salz, Muskatnuß und dem nöthigen Mehl zu einem zarten Teig verarbeitet. Auf 3 Pfund Kartoffeln rechnet man 3—4 Eier und das nöthige Mehl. Ist der Teig fertig, wellt man 1 cm dicke und fingerlange Nudeln davon, kocht sie in kochendem Salzwasser ab und backt sie wenn sie ganz abgetropft sind, in einer Omeletpfanne auf beiden Seiten schön gelb.

Weckflöschchen.

Für eine Person rechnet man ein Brötchen. Dasselbe wird fein geschnitten, in Milch eingeweicht; dann werden feine, geschnittene Zwiebeln und Petersilie in Butter gedämpft und mit Salz, Pfeffer, Muskatnuß und einem Ei unter die ausgedrückten Wecken gethan und gut unter einander geschafft. Dann macht man ein Probeflöschchen, und wenn es beim Kochen auseinanderfällt, so thut man Weckmehl dazu, legt sie mit einem Löffel in kochendes Salzwasser und läßt sie etwa fünf Minuten kochen. Hierauf werden sie auf einer gewärmten Platte angerichtet und mit Weckmehl abgeschmälzt.

Griesflöße.

Ein L. Milch wird mit etwas Salz und Zucker und 60 gr Butter siedend gemacht, dann rührt man 250 gr Gries hinein und kocht dies zu einem steifen Brei. Die Masse wird alsdann halb fingerdicke auf

nasse Brettchen gestrichen, erkalten lassen und darauf viereckige Stüchchen daraus geschnitten. Dann bacht man sie im Fett schön gelb und streut Zucker darauf. Man kann die Masse auch mit 2—3 Eier abrühren.

Kartoffelklöße.

Drei Pf. gekochte Kartoffeln werden gerieben, 3—4 Eier, in Würfel geschnittene und in Butter geröstete Brötchen, 150 gr Mehl, Salz Pfeffer, feine Zwiebeln und Petersilie — alles wird zu einem Teig verarbeitet. Alsdann formt man walnußgroße Klöße und läßt sie fünf Minuten im Salzwasser kochen. Angerichtet überstreut man sie mit Weismehl und überschmälzt sie mit heißer Butter.

Hefenkartoffelklöße.

Ein Hefenteig wird wie zu Dampfnudeln gemacht, zu 2 Pf. Mehl nimmt man $\frac{1}{4}$ Pfund geriebene gekochte Kartoffeln. Ist der Teig gegangen, sticht man mit einem Löffel Klöße aus, bacht sie in schwimmendem Fett schön gelb und läßt sie abtropfen.

Obige Mehlspeisen eignen sich freilich nur für solche Leute, deren Verdauungskraft sich in normalem Zustande befindet. Wo dieselbe jedoch vermindert ist — sei es infolge acuter Krankheiten oder chronischer Schwächezustände, da dürfen dem Körper nur solche Stoffe zugeführt werden, welche in ihrer Zusammensetzung und Zubereitung bei möglichst geringer Belastung der Verdauungsorgane einen möglichst hohen Nährwerth enthalten. Die allbekanntten Präparate von **C. H. Knorr u. Söhnen in Heilbronn** haben dieses Problem gelöst — und zwar nicht allein zu Gunsten von Kranken und Reconvalescenten, sondern auch für Kinder und Säuglinge. Ueberhaupt hat diese Firma in ihrer Nahrungsmittelindustrie dem deutschen Forschungsgeiste und deutschen Gewerbefleiß bis dahin ungeahnte Absatzgebiete erschlossen. Freuen wir uns dieses Fortschrittes als eines Faktors in der Stärkung unserer nationalen Industrie, damit wir als kinderreichstes Volk der Erde uns auch des ausgiebigsten Verbrauchs an vaterländischen Produkten rühmen dürfen.

Kennen Sie schon die vorzüglichen Knorr'schen Praeparate?

Für äusserst wohlschmeckende Schleimsuppen:
Knorr's Haferpraeparate,
Knorr's Hafergrütze,
Knorr's Haferflocken oder Plathhafer,
Knorr's Hafermark.

Knorr's Hafermehl, ein bekanntes, altbewährtes
besonders geeignet zur Herstellung feiner Schl.imsuppen, Kindernährmittel, aber auch

Knorr's Hafercacao, gesundes Frühstücksgetränk für
Jung u. Alt.

Knorr's Haferbiscuits, sehr nahrhaft, besonders für
empfehlen, zahnende Kinder zu em-

Knorr's Suppenmehle, wie Grünkernmehl, Gersten-
mehl, Reismehl, Linsenmehl,
Bohnenmehl, Erbsenmehl, etc. zur raschen und bequemen Her-
stellung wohlschmeckender Suppen und Purées.

Knorr's Maismehl für Auflauf, Puddings, kalte Schalen
Flammerie, zum Verdicken von
Saucen etc.

Knorr's Tapioca aus echtem brasilianischem Tapioca
präparirt, sehr leicht, verdautlich und
für Magenleidende infolge dessen sehr geeignet.

Knorr's Blitzsuppen, für 2—3 Personen genügend,
zur raschen Bereitung kräf-
tiger und sehr schmackhafter Suppen, nur unter Zusatz von
Wasser.

Knorr's Erbswurst, ohne Speck, mit Speck, mit
Schinken, mit Schweinsohren.
mit Julienne, zur Herstellung delicateser Erbsensuppen nach Haus-
macherart.

Knorr's Fabrikate sind in allen besseren Colonial-
waren-, Delicatessen, Droguen etc. Handlungen
erhältlich.

alte
abge
der
alle

selbo
auf
stelle
ung
mit

Zeit
„h
zw
Wo
lich
gen
gan
jeit
Th

wel
Gel
zog
hun
leb
soll
fie

ha
ein
ber
Ze
das

Plauderstube der Herausgeberin.

Viel Glück zum neuen Jahr und zum neuen Jahrhundert! Das alte Jahrhundert wird freilich erst mit dem Ende des neuen Jahres abgelaufen sein; dessenungeachtet aber fühlen wir uns schon alle an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts, dessen Morgendämmerung allerorts zu spüren ist.

Und wie immer beim Grauen eines neuen Weltentages, hat derselbe sich schon längere Zeit durch seine Vorboten angekündigt — auch auf dem Gebiete der Frauenfrage. Wie man sich zu letzterer auch stellen möge, so viel ist jedem in die Augen springend, daß der Wirkungskreis der Frau inständigt klein so geschützter, innerhalb der Familie allein sich abspielender sein wird, wie es in der „guten alten Zeit“ gewesen ist. Auch jetzt schon müssen ja die Frauen in Schaaren „hinaus ins feindliche Leben“, und allen Anzeichen nach wird dies im zwanzigsten Jahrhundert in noch größerem Umfange stattfinden. — Wohl ihnen, wenn sie gegen die rauhen Luftströmungen des öffentlichen Lebens dann innerlich und äußerlich auch mehr gehärtet und gewappnet sind, als wir klagenswerthen Kämpferinnen der Uebergangszeiten; mußten wir doch für Verhältnisse büßen, die weder wir selber noch andere verschuldet hatten, ohne dabei auf Verständniß und Theilnahme zählen zu dürfen.

Jetzt freilich weiß auch der behäbigste und zufriedenste Bürger, welch ungeheurer Umschwung sich seit einem Menschenalter auf allen Gebieten des Geistes- und Wirthschaftslebens vor unseren Augen vollzogen hat, — und er ahnt, daß die Frauen des zwanzigsten Jahrhunderts bestimmt sind, an den Geschicken der Welt einen ungleich lebendigeren Antheil als in vergangenen Zeiten zu nehmen. Deshalb sollten sie gerechtemaßen auch ihren eigenen Kalender bekommen, wie sie schon längst ihre eigenen Zeitschriften haben. —

Zwar pflegen sich die Interessen der beiden Geschlechter nicht so haarscharf zu scheiden, daß man genau zu sagen vermöchte, wo die einen aufhören und die andern anfangen. Am wenigsten ist dies auf dem Gebiete der schönen Litteratur der Fall, und es wäre kein gutes Zeichen für den Werth eines Liebes, einer Erzählung, etc., wenn sie das Menschenherz nicht an jedem Ort zu treffen wüßte.

Nicht aufheßen, nicht verwirren, nicht trennen will die Haus-

freundin, keine Zant- und Unruhstifterin sein, sondern zum Frieden, zur Veröhnlichkeit, zur Gerechtigkeit ermahnen. Aber auch dies nur in bescheidener Weise, denn in fremden Häusern soll man sich nicht unaufgefordert in Dinge mischen, über die man nicht gefragt worden ist. Wo dies jedoch der Fall sein sollte, wo die Hausfreundin gerade zu einer Stunde eintritt, wo man für einen freundlichen Gruß, einen guten Rath, ein tröstendes Wort empfänglich ist, da wird sie sich dankbar niederlassen, ohne sich erst umzusehen, ob es ein vornehmes oder ein geringes Haus ist, in welchem sie gastfreundliche Aufnahme gefunden hat. —

Freilich will sich die Hausfreundin nicht zu oberst an den Tisch setzen, um sich mit dem Hausherrn über die Welthändel, die Landtagswahlen, die Börse und die Landwirthschaft zu unterhalten. Sie weiß, wie schwer es ist, sich auch über die uns zunächst liegenden Dinge ein einigermaßen richtiges Urtheil zu bilden. Es wäre folglich nichts dabei gewonnen, wenn auch die Frauen über die Kunst des Regierens mitreden wollten, so lange die Männer selber noch so wenig davon begreifen, sich trotzdem aber insgesammt für Sachverständige halten, anderwärts es nicht so viele Parteien und Parteichen im Reichstage geben könnte.

Ja, wahrhaftig! wenn irgend etwas, so ist dieses ewige Streiten „ums Kaisers Bart“ ein Zeichen unserer politischen Unmündigkeit, und wir dürfen von Glück sagen, daß über all dem Parteigezänke eine starke Regierung steht, die weiß, wenn es Zeit ist, die Zügel zu lockern oder straffer anzuziehen. So lange die Männer selber vor lauter Privatinteressen das große Ganze aus den Augen verlieren, wollen wir Frauen herzlich froh sein, daß wir nicht fürs „heilige römische Reich“ zu sorgen haben, sondern uns einstweilen noch der Pflege des Guten, Schönen und Nützlichen widmen dürfen.

Und nun noch ein Wort über mein eigenes Unternehmen. Ich bin nicht allein die geistige Urheberin und Tauspathin, sondern auch die geschäftliche Pflegemutter meines Jahrbüchleins. — Denn an Stelle des persönlichen Verlegers, ist — wenn auch nicht durchgehends der Organisation, so doch dem Prinzipie nach — das unpersönliche Großunternehmerthum der Aktiengesellschaft getreten. Zwischen ihrem seelenlosen Mechanismus wird der unbekannt Autor unbarmherzig zermalmt, oder ausnahmsweise auch in die Höhe gehoben, je nachdem seine Produktionsweise sich zu industriellen Zwecken verwenden oder

nicht verwenden läßt. Ausschlaggebend ist der Geschmack derjenigen Kreise, welche die meiste Kaufkraft haben, und wenn die vornehme Belletristik ja einmal eine Volksgeschichte bringt, so ist sie geschminkt und auszwirtet nach Art der Naturburschen auf dem Theater, als dessen Coulisse der conventionelle Hintergrund einer Alpenlandschaft sich immer noch am vortheilhaftesten ausnimmt.

Die moderne Erzählerkunst, oder was dafür zu gelten pflegt, entstammt zum größten Theil den oberen Gesellschaftsklassen. Es sind exklusive, wo nicht raffinirte Gefühle, die hier zum Ausdruck gelangen. Das ganze ungeheure Gebiet der Volkspoesie wird als der Kunst unwürdig zur Seite liegen gelassen.

Wir einfacheren Leute dagegen, denen das Lesen noch etwas Ernstes — wo nicht Heiliges ist, suchen in demselben keinen Sinnenreiz, sondern Erhebung über die Daseinsnoth und eine sittliche Werthung der Lebenserscheinungen. Es wird folglich von der Rührigkeit meiner Freunde im besondern, sowie vom Interesse des Publikums im allgemeinen abhängen, ob ich mein schweres, der Tagesströmung entgegen gerichtetes Unternehmen hinausführen kann. Alles beruht in letzter Instanz auf der persönlichen Theilnahme. Das Herz, nicht der Kopf des Menschen ist ausschlaggebend. Mögen daher alle, denen dies Büchlein zu Handen kommt, nach Kräften dazu beitragen, demselben recht viele Leser und Freunde zu erwerben. Es kostet ja nur 30 Pfennige, und kann sich im besten Fall während der erstmaligen Ausgaben nicht so rentiren, daß die Herausgeberin und Verfasserin für ihren eigenen Zeit- und Kraftaufwand auch nur einen Pfennig übrig hätte. Das Mindeste was zu ihrer Aufmunterung geschehen könnte, wäre eine recht ausgiebige Benützung des Annoncentheiles sowie zahlreiche Vorausbestellungen. Jede Buchhandlung kann Aufträge übernehmen. Je größer die Theilnahme ist, die meinem Frauenkalender entgegenbracht wird, desto umfangreicher und vielseitiger kann sich dessen Lesestoff gestalten. An gutem Willen, an Fleiß und Ausdauer fehlt es der Herausgeberin in keinem Falle. Sie ist ein Kind des hart und zäh arbeitenden Bauernstandes, und hat erst Berge von Hindernissen durchbrechen müssen, ehe es ihr möglich geworden ist, mit der Feder zu sagen, was sie ersehnt und erstrebt, erschaut und erfahren hat. Und so wird auch dieser schwere Anfang sich zu einem guten Ausgang gestalten, — wenigstens hege ich die feste Zuversicht, im nächsten Jahrgang der Hausfreundin über deren gedeihlichen Fortgang berichten und dies durch eine bessere Ausstattung beweisen zu können.

Gute sparsame Küche.

Verwendung von

MAGGI *Zum Würzen der Suppen*

Wenige Tropfen genügen!

Gute Suppen erhält man, wenn zu jeder nur mit Wasser zubereiteten Suppe nach dem Anrichten per Person 1 schwacher Theelöffel voll Maggi beigefügt wird. Ebenso wird jede schwache Bouillon mit wenigen Tropfen Maggi hochfein.

Zu allen Gerichten, bei welchen man gewöhnlich Fleischbrühe verwendet, genügt Wasser mit Zusatz einiger Tropfen Maggi.

Zum Verlängern setze man zu 1 Viertel Liter gewöhnlicher Bouillon 3 Viertel Liter siedendes Wasser, etwas Salz und 2 Theelöffel voll Maggi. So erhält man, da 1 Viertel Liter gleich 1 Teller ist, statt ein Teller 4 Teller voll schmackhafter und besser aussehender Fleischbrühe wie bisher und erspart die 3fache Auslage an Fleisch.

Gesottenes Rindfleisch bleibt saftig und nahrhaft, wenn man das Fleisch in siedendes Wasser einlegt und der erhaltenen Suppenbrühe beim Anrichten einen Theelöffel voll Maggi beifügt.

Braten werden pikant und fein, wenn man vor dem Anrichten einige Tropfen Maggi in Bratensauce auflöst und den Braten vor dem Anrichten damit begießt.

Saucen, vor allem Bearnais und Remoulade, erhalten durch nichts ein so pikantes Aroma wie durch Zusatz von wenigen Tropfen Maggi nach dem Anrichten.

Um Salaten einen besonderen Wohlgeschmack zu verleihen, füge man dem zu verwendenden Essig wenige Tropfen Maggi bei.

Grüne Gemüse, wie Wirsing Kohl, Spinat, Schnittbohnen u. s. w., nur in Salzwasser mit etwas Ochsenmark oder Nierenfett gekocht, erhalten einen kräftigen, würzigen Geschmack, wenn man beim Anrichten einige Tropfen Maggi zusetzt.



Haltbar auch wenn angebraucht!

Maggi zum Würzen der Suppen ist in allen Specerei- und Delikatesswarengeschäften erhältlich in Originalfläschchen

No.	0	1	2
-----	---	---	---

zu M. —.35 —.65 1.10

NB. Die kleinen leeren Fläschchen werden billigst nachgefüllt, und

zwar Nr.	0	1	2
----------	---	---	---

zu M. —.25 —.45 —.70

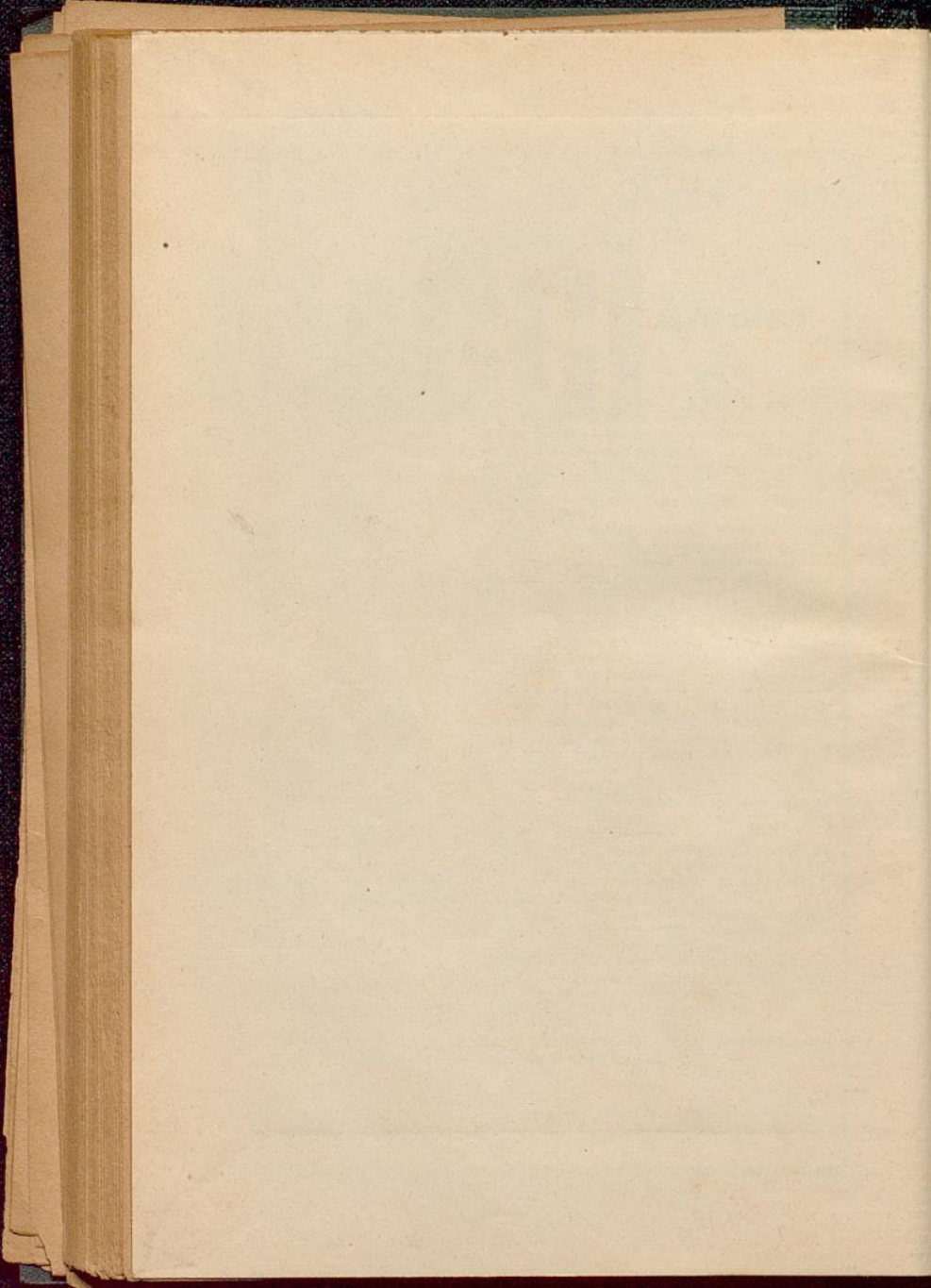
G. Waldbaur'sche Buchdruckerei, Kopsch (Baden).

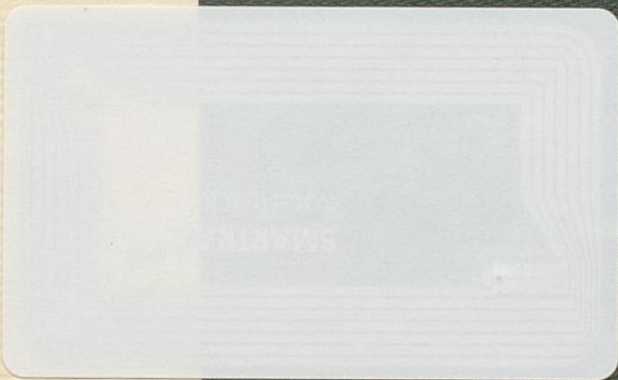
Landesbibliothek
Karlsruhe



2
22

nur
An-
Eifel
jede
pfen
ge-
nügt
liter
den-
voll
liter
eller
nder
che
und
edes
nen-
voll
man
i in
dem
ade,
oma
aggi
back
nden
inat,
mit
igen
ren-





BLB Karlsruhe



31 24269 0 031

31 24269 0 031



